Phys. m.
201
m

Phys. m.
201 m.

AUS FEUER UND WASSER GERETTET
BEIM GROSSEN BRANDE DER
BAYERISCHEN STAATSBIBLIOTHEK
IM MÄRZ DES KRIEGSJAHRES 1943

<36622546030010
<36622546030010
S
Bayer. Staatsbibliothek

R

Phys. misc.

Der Lichtfreund.

Ein

Lesebuch

zur

Bekämpfung des Aberglaubens,

herausgegeben

von

Dr. J. P. Pöhlmann.

Bayerische Staatsbibliothek München

Erlangen 1822,

bei J. J. Palm und Ernst Enke.

Der Ladenpreis dieses Buches ist 1 fl.; der Parthiepreis für Schulen, wenn 10 Exemplare miteinander genommen werden, 45 Kreüzer.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Bayerische Staatsbibliothek München

Vorerinnerung.

Zur Herausgabe des vorliegenden Büchleins gaben mir die traurigen Erfahrungen von den schädlichen Folgen des Aberglaubens, die ich gemacht habe, seitdem ich in näherer Berührung mit dem Landvolke stehe, die nächste Veranlassung. Ich wollte dadurch besonders auf die heranwachsende Jugend wirken, da es so schwer hält, aus den Köpfen der Alten diejenigen Meinungen zu verbannen, die sie von früher Jugend an angenommen haben, so falsch und grundlos sie auch seyn mögen. Ich bestimme daher dieses Werkchen zu einem Lesebuche für solche Schulen, in denen man darauf ausgeht, die Jugend vor dem Einflusse eines Dämons zu bewahren, der den Geist gleichsam verdüstert und der leiblichen und geistlichen Wohlfahrt der Menschen oft so mächtige Hindernisse entgegen stellt.

Um aber diesem Werkchen keine zu große Ausdehnung zu geben, habe ich nicht alle mir bekannte Arten des Aberglaubens, die hier und dort gefunden werden, berührt, sondern nur die schädlichsten davon ausgehoben und zur Sprache gebracht. Und da ich aus Erfahrung weiß, daß bei der Classe von Lesern, für welche ich schrieb, Beispiele mehr wirken, als alle Vernunft-

gründe; so habe ich mehr durch jene als durch diese zu belehren gesucht. Wo ich aber doch gewisse Behauptungen auch durch Gründe wiederlegen zu müssen geglaubt habe, da habe ich die letztern meist aus der Bibel entlehnt, wohl wissend, daß der gemeine Mann derley Gründen ein weit größeres Gewicht beilegt, als solchen, die uns die Physik, Naturgeschichte und andere Wissenschaften an die Hand geben.

Es kann seyn, daß nicht alle, denen das Geschäft der öffentlichen Beurtheilung dieses Büchleins zufällt, dieses billigen, und daß vielleicht manche von ihnen verlangen, daß ich z. B. die Lehre vom Teüfel wie unsere neüern Exegeten hätte behandeln und zeigen sollen, wie und woher dieselbe ihren Ursprung genommen u. s. w. Allein dieses Verlangen, wenn es geäußert würde, müßte ich gerade hin für eine ungerechte Anforderung erklären, da ja die An- und Rükksichten des Einen unmöglich auch immer die An- und Rükksichten des Andern seyn können.

Übrigens aber werde ich gegründete Bemerkungen und freündschaftliche Rathschläge, wie diesem Werkchen bey einer etwa nöthig werdenden 2ten Auflage mehr Vollkommenheit gegeben werden könnte, mit dem wärmsten Danke annehmen.

Ostheim,
im August 1821.

Der Verf.

Inhaltsverzeichniß.

Nro. I. Vom Teüfel. 1) Was der Teüfel sey und ob er den Menschen erscheinen könne. 2) Woher so manche Erzählung von leibhaftigen Teüfels-Erscheinungen ihren Ursprung genommen habe. 3) Ob es Menschen gebe, die vom Teüfel besessen sind. 4) Ob es zu Jesu Zeiten Menschen gegeben habe, die vom Teüfel besessen waren. 5) Ob der Teüfel als Geist, und alo unsichtbarer Weise herumgehe, und den Menschen böse Gedanken eingebe. Seite 1—34.

Nro. II. Was es mit dem feürigen Drachen, den feürigen Männern und dem wüthenden Heere für eine Bewandtniß habe. S. 35—45.

Nro. III. Von den Gespenstern. S. 46—70.

Nro. IV. Von den Wassernixen (Wassernikkerten). S. 70—74.

Nro. V. Von den Hexen oder Hexenmeistern. S. 75—86.

Nro. VI. Von dem Hexenfeste auf dem Blokksberge, oder: Von der Walpurgisnacht. S. 86—90.

Nro. VII. Von den Druden, oder: vom Alpdrükken. S. 90—94.

Nro. VIII. Von den Wechselbälgen. S. 94—96.

Nro. IX. Vom Zaubern. S. 96—111.

Nro. X. Von den Anzeichen oder Vorbedeütungen. 1) Von der Klagemutter, der Todten-Uhr und dem Todten- (Sterbe-) Vogel. 2) Von verschiedenen andern Anzeichen oder Vorbedeütungen. S. 111—120.

Nro. XI. Von den Traümen. Seite 121—124.

Nro. XII. Vom Wahrsagen. 1) Von wahrsagenden Menschen. 2) Vom Wahrsagerloose. S. 125—149.

Nro. XIII. Von den Quakksalbern. S. 149—156.

Nro. XIV. Von den Urinbeschauern. S. 156—161.

Nro. XV. Von den Wunderdoctoren. S. 161—166.

Nro. XVI. Vom Curiren durch Sympathie. S. 167—169.

Nro. XVII. Von der Tagwählerey. S. 169—172.

Nro. XVIII. Vom Schatzbrennen. S. 173—175.

Nro. XIX. Von den Schatzgräbern. S. 175—180.

Nro. XX. Von der Wünschelruthe. S. 180—184.

Nro. XXI. Von verschiedenen aberglaübischen Handlungen, welche in der Christnacht noch sehr haüfig vorgenommen werden. S. 184—189.

Nro. XXII. Von verschiedenen aberglaübischen, unter gewissen Umständen höchst schädlichen Mitteln zur Vertreibung gewisser Krankheiten und moralischer Gebrechen. S. 189—191.

Nro. XXIII. Von der Meinung, daß gewisse Wasser jährlich einen Todten verlangen, und daß man einen solchen nicht vor dem dritten Tage herausziehen dürfe. S. 192—194.

Nro. XXIV. Von dem Blut- Schwefel- und Froschregen. S. 195—197.

Nro. XXV. Vom Kalender-Aberglauben. S. 198—201.

Nro. I.

Vom Teüfel.

1) Was der Teüfel sey, und ob er den Menschen erscheinen könne.

Nach den Belehrungen der heiligen Schrift ist der Teüfel, sonst auch Satan genannt, ein Geist, und das Oberhaupt einer ganzen Classe von Geistern, die insgesammt, so wie die übrigen Engel, zu denen sie gehörten, begabt mit großem Verstande und mit Freyheit des Willens, ingleichen ganz rein und unschuldig aus den Schöpferhänden Gottes hervorgegangen, nachher aber Empörer gegen Gott geworden, und deßhalb von ihm aus den seligen Wohnungen des Himmels verstoßen worden sind, um an einem Orte, den wir nicht näher angeben können, gleichsam als Gefangene zum Tage des Gerichts aufbewahret zu werden. Denn so lesen wir a) 2 Petri II, 4: „Denn so Gott der Engel, die gesündigt haben, nicht verschonet, und hat

sie mit Ketten der Finsterniß zur Hölle verstoßen und übergeben, daß sie zum Gerichte behalten werden;" b) im 6. Verse des Briefes Judä: „Auch die Engel, die ihr Fürstenthum, d. h. ihre Würde, nicht behielten, sondern verließen ihre Behausung, d. h. ihre himmlische Wohnung, hat er behalten zum Gericht des großen Tages mit ewigen Banden in Finderniß." Hieraus sehen wir deütlich, daß der Teüfel und sein Anhang zum Geisterreich gehören muß, da die Engel überhaupt Geister sind. Wenn aber der Teüfel ein Geist ist, und ein Geist, wie Jesus sagt, nicht Fleisch und Bein hat (Luc. 24, 39); so kann er auch nicht mit leiblichen Augen gesehen werden, indem man mit diesen nichts als körperliche Dinge sehen kann.

Wer diese Wahrheit recht gefaßt hat, der wird es gewiß nie glauben, wenn er höret oder lieset, daß Diesem oder Jenem der Teüfel leibhaftig erschienen sey; sondern er wird dergleichen Erzählungen unter die Mährlein setzen, welche nur von Unwissenden und Abergläubigen für wahr gehalten werden. — Zwar gibt es Menschen, welche zugeben, daß der Teüfel ein Geist, und als solcher unsichtbar sey; aber sie behaupten zugleich, daß er (der Teüfel) die Macht habe, sich plötzlich einen Körper zu schaffen, in diesem den Menschen zu erscheinen, und ihn (den angenommenen Körper) auch wieder eben so schnell zu vernichten. Allein eine solche Behauptung ist gegen alle gesunde Vernunft, und beweist nur, daß derjenige, der sie hegt, die von Gott gemachten Ein-

richtungen in dieser Welt nicht kennet. Denn nach diesen Einrichtungen kann ein Körper, er mag nun in das Stein-, oder Pflanzen- oder Thierreich gehören, nur nach und nach, und nach gar wunderbaren Naturgesetzen, entstehen, und wieder in seine Bestandtheile aufgelöset werden. Sollte sich nun der Teüfel plötzlich einen Körper erschaffen, und denselben auch wieder in einem Nu ablegen und vernichten können, so daß man gar kein Stäubchen davon wahrnähme; so müßte er ja allmächtig wie Gott seyn. Da er aber ein Geschöpf ist, wie jedes andere zur Welt gehörige Ding, und kein einziges Geschöpf allmächtig ist; so wäre es ja gewiß recht thöricht, zu glauben, der Teüfel besitze Allmacht. Nein! Diese Eigenschaft kommt nur dem höchsten Wesen, der Gottheit, allein zu. Auch sagt uns ja die heilige Schrift nirgends, daß auch der Teüfel, gleich wie Gott, allmächtig sey, vielmehr gibt sie uns zu erkennen, daß er unter Gott stehe, und seiner Macht gehorchen müsse, denn sonst würde er sich nicht von Gott aus den seligen Wohnungen des Himmels haben verstoßen und in die Hölle verweisen lassen. — — Wer die jetzt vorgetragenen Wahrheiten recht gefaßt hat, der wird leicht beurtheilen können, ob folgende Erzählung Wahrheit enthalte, oder ob sie nur ein Mährlein sey.

Wie der Doctor Paratelsus den Teüfel befreyt hat.

(Appenzeller Volkssage.)

Als der Doctor Paracelsus *) noch in Inspruk war, und dort studierte, ging er einmahl an einem Sonntage Morgens im Walde spatzieren, und hatte allerley Gedanken, so daß er sich ganz vergaß, und immer tiefer in den Wald hinein gerieth. Plötzlich stand er still, denn es kam ihm vor, als hätte ihn jemand mit Namen gerufen. Er mochte sich aber umsehen, wie er wollte, er konnte niemanden erblikken. Es sind wohl Raben in ihren Nestern, oder Winde in den Felsklippen gewesen, dachte er, und ging weiter. Aber bald hörte er eine etwas dumpfe Stimme: Paracelsus! Paracelsus! rufen, und die Stimme schien eben nicht weit her zu kommen.

---

*) Theophrastus Paracelsus, geboren im Jahre 1493, und zwar, wie man glaubt, zu Gaiß im Canton Appenzell in der Schweiz, war ein Arzt, von dem aber seine Zeitgenossen, freylich durch seine Großsprechereyen getaüscht, glaubten, daß er Gold machen und eine Arzney verfertigen könne, die alle Krankheiten vertriebe und das menschliche Leben verlängerte. Daß beydes nicht wahr war, konnte man daraus erkennen, daß er selbst nur 48 Jahr alt wurde, und nur ein sehr mäßiges Vermögen hinterließ. Er machte viele Reisen, war eine Zeit lang Professor der Arzneykunde in Basel, starb aber 1541 an einem Fieber in einem Wirthshause zu Salzburg. — Die aberglaübischen Menschen seiner Zeit glaubten, er habe seine Künste vom Teüfel erlernt.

„Wer ruft da?“ Ich, antwortete es ganz nahe an seinem Ohr aus einer Tanne; erlöse mich aus dem verdammten Kerker. Der Paracelsus erschrak, und sprang etwas seitwärts. Bald aber faßte er Muth und rief: Wer ist denn der Ich? Man nennt mich nur den Bösen, erwiederte die Stimme, ich bin aber so schlimm nicht, als mich die Leüte machen wollen, das sollst du sehen, wenn du mich befreyest. — Wie kann ich das? fragte der Doctor. Schau nur rechts an dem Stamme der alten Tanne hinauf, da wirst du ein' rundes Zäpflein mit 3 Kreüzen erblikken, dahin bin ich eingezwängt vom verfluchten Geisterbanner; ich kanns von innen nicht heraus stoßen. — Nun! was gibst du mir denn, wenn ichs herausziehe? fragte Paracelsus. „Was verlangst du?“ Gib mir, sagte Paracelsus, erstens eine Arzney, mit der ich alle Krankheiten heilen kann; zweitens eine Tinctur, womit ich Alles, was ich will, in Gold verwandle, drittens — — drey Dinge, fiel der Teüfel ein, kann ich nicht geben, diese Zahl ist mir verhaßt; begnüge dich an zweyen, die sollen dir werden. — „Wer steht mir aber dafür, daß du Wort hältst?“ — Ich, so wahr ich der Teüfel bin, antwortete die Stimme. Paracelsus dachte: er wird mich doch nicht gar hohlen für den Liebesdienst, und sagte dann laut: Gut! ich befreye dich, wenn ich anders das Zäpflein herausbringe. Also nahm er sein Federmesser aus der Tasche und fassete damit das Zäpflein, das ein wenig hervorstand, und brachte es endlich nach vieler Mühe heraus. Dann

trat er einen Schritt zurükk, die Augen auf das Löchlein heftend, und sah nun eine häßliche schwarze Spinne daraus hervorkriechen, die lief am Stamme hinunter auf das Moos. Aber kaum berührte sie den Boden, so verschwand sie, und auf Ein Mahl richtete sich, wie aus der Erde steigend, ein langer hagerer Mann vor dem Paracelsus auf, und schielte ihn mit rothen Augen freündlich grüsend an, und schlug den rothen Mantel über einander, wahrscheinlich, damit Paracelsus seine schmählichen Hahnenfüße nicht sehen sollte. Aber der Mantel war zu kurz, und der Doctor sah die scharfen Klauen nur zu gut, und war im Innersten sehr darüber erschrokken. Das machte dem Teüfel Spaß, er lachte und sagte: graut dirs? fürchte nichts; dich hohl ich ja nicht. Komm mit mir dort an den Felsen. Der Paracelsus wäre aber lieber davon gelaufen, und hätte ihm gerne den Dank geschenkt; aber er folgte ihm doch nach aus Furcht. Auf dem Wege brach sich der Teüfel im Gebüsche eine Haselruthe, und als sie an den nächsten Felsen kamen, der über die höchsten Tannen hervorragte, sagte der Teüfel: Warte hier, ich bin sogleich wieder da, und schlug mit der Ruthe gegen das Gestein. Der Fels spaltete sich krachend in zwei Stükke, und der Teüfel verschwand in der Kluft. Meinethalben bleib du immer aus! murmelte der Doctor; aber der Rothmäntler trat schon wieder hervor aus der Spalte, in jeder Hand ein Gläschen haltend, oben zugebunden, wie die Arzneygläser; diese reichte er dem Paracelsus dar. Das gelbe da, sagte

er, ist die Goldtinctur, das weiße die Arzney. Dann hob er die Haselruthe, die er vorher auf den Boden geworfen hatte, auf, schlug damit wieder gegen das Gestein, und der Fels schloß sich augenbliklich zu, als ob die Kluft nie gewesen wäre. Gehst du mit nach Insprukk? sagte der Teüfel; ich hohle dort den Geisterbanner, der jetzt gewiß nicht denkt, daß ich los bin. Der soll mirs büßen! So gingen nun der Rothmäntler und der Doctor still neben einander zwischen den dunkeln Tannen fort. Der Doctor hatte innerlich großes Mitleiden mit dem Geisterbanner und dachte: könnte ich ihn nur retten! Aber den Neidhard da zu bitten, wird nichts helfen, sagte er überlegend, vorauseilen und den Geisterbanner warnen, geht auch nicht; auch wüßte ich ja nicht einmahl, wie er heißt, und wo er wohnt. So ging der Paracelsus hin- und hersinnend neben dem Hahnenfüßler daher, und drehte dabey zwischen den Fingern das hölzerne Zäpflein, daß er zum Andenken behalten wollte. Plötzlich kam ihm ein guter Gedanke: ich wills probiren, sagte er still in sich, — vielleicht gehts — eitel ist er gewiß — hilfts nichts, so schadets nichts. Als er nun merkte, daß sie nicht weit mehr von der Tanne weg waren, worin der Teüfel gestekkt hatte, fing er an: Der Geisterbanner muß wohl ein überaus mächtiger Mann seyn, daß er im Stande war, Eüch in ein so kleines Löchlein in die Tanne hinein zu zwingen. Wahrlich, aus eignem freyen Willen möchtet Ihr eüch wohl schwerlich so zusammenziehen können zu einer Spinne; dazu ge-

hört viel. Dem Teüfel ist auch viel möglich, sagte jener gereitzt, was ihr Hallunken nicht begreift. Was gilts! ich mache mich aus eignem freyen Willen wieder zur Spinne und krieche vor deinen Augen wieder ins Löchlein hinein. Ich begreifs freylich nicht, sagte Paracelsus mit schelmischer Gutmüthigkeit; aber sehn möcht ichs; ich gäbe gleich meine 2 Fläschlein für das Kunststükk her. So schau! rief der Teüfel, und verschwand in demselben Augenblikk; aber als häßliche Spiene krabbelte er wieder am Boden, lief an der bekannten Tanne hinauf und kroch ins alte Löchlein. Blitzschnell hinter ihm drein kommt das Zäpflein vom Paracelsus mit aller Gewalt nachgedrükkt. Nun! rief die Spinne von innen, was soll denn der Spaß? Ey! das ist Ernst, sagte Paracelsus, völliger Ernst! und schlug mit einem Steine das Zäpflein immer tiefer hinein und kritzte mit seinem Messer 3 frische Kreüze darauf — solche Gesellen wie du gehören nirgends anders hin. Abscheülicher Undank! rief der Gefangene, und schüttelte wüthend wie im Sturmwind die Tanne von der Wurzel bis an den Wipfel, und die Zapfen prasselten haufenweise auf den Paracelsus. Aber lachend ob der ohnmächtigen Wuth lief dieser fort, und als er wieder aus der Dunkelheit des Waldes in die sonnigen Wiesen hinaustrat, sprach er: jetzt will ich doch sehen, ob mich der Teüfel nicht angeführt hat. Also öffnete er das gelbe Fläschlein zuerst, und ließ daraus ein Tröpflein fallen, und sieh! es wurde schwer und immer schwerer in seiner Hand,

und war am Ende pures Gold. Freudig erstaunt machte er das Fläschlein sogleich wieder zu, damit der Goldgeist nicht verduftete. Das eine ist gut, sagte er, das andere will ich auch sogleich an dem kranken Gemsenjäger dort unten in der Hütte probieren; und als er nun in diese Hütte kam, und dem Mann einen Tropfen von der Arzney gab, wurde derselbe auf der Stelle gesund, daß er sogleich aus dem Bette aufstand. Das freüete dann den Doctor über die Maßen, und er dachte: der Teufel hat ehrlich Wort gehalten, solltest du nun schlechter seyn als er, und ihm seine herrlichen Gaben mit Undank belohnen? und nachdenkend ging er wieder zurükk zur Tanne, und es war ihm auf dem Wege, als wenn eine innere Stimme ihm sagte: auch gegen den Teüfel soll man nicht undankbar seyn! Aber der arme Geisterbanner, dachte er wieder — wie wirds dem gehen? Nun! vielleicht gelingt eines, ihn zu retten. — Mit solchen Gedanken ist er wieder bis zur wohlbekannten Tanne gekommen, in welcher der Teüfel immer noch gewaltig tobte, woraus Paracelsus die Stimme erschallen hörte: das Menschengeschlecht ist ein schändliches Geschlecht, denn es ist treüloser und undankbarer als der Teüfel selbst! Wenn ich ihn da drinnen liese, hätte er freylich nicht ganz unrecht, dachte der Doctor — und er rief: Hört! Herr Hahnenfüßler! noch ein Wort! geh! du Treüloser, du Undankbarer! ich will nichts mehr von dir wissen, riefs aus der Tanne. Nu! nu! nur gemach! Herr Beelzebub, rief Paracelsus wieder entgegen, eben damit Ihr mich der

Treülosigkeit und des Undanks nicht anklagen möget, bin ich wieder da, und ich meine, Ihr thätet wohl, wenn Ihr noch ein gescheidtes Wort mit Euch reden ließet. „Laß hören!" Seht, sagte jetzt der Doctor, ich habe Eüch vorhin auf Eüre Bitte aus Eürem engen Gefängniß befreyt, und Ihr habt ehrlich Wort gehalten, und mir die zwey herrlichen Mittelchen, die ich mir schon längst wünschte, verschafft. Darob bin ich hoch erfreüet, es reüet mich fast, daß ich Eüch wieder in Eüer Löchlein gespundet habe. Ich bin gekommen, Eüch von da wieder herauszulassen; aber ehe ich das thue, müßt Ihr mir erst versprechen, mir noch zwey kleine, winzig kleine oder unbedeütende Bitten zu gewähren. Wollt Ihr dieß, so sollt Ihr gleich wieder frey seyn! Sage, was willst du noch von mir? rief etwas ruhiger der eingespundete Teüfel. Ihr sollt mir, sagte der Doctor, auf Eüre Teüfelsehre versprechen, daß Ihr weder mich, noch den armen Geisterbanner in Inspruck hohlen wollt, wenn Ihr wieder frey seyd. Solches Lumpengesindel, antwortete es aus der Tanne, solches Lumpengesindel kann ich genug haben, und ich verspreche dir, daß ich eüch will ungeschoren und unangetastet lassen. — Jetzt mach das Löchlein auf! Gleich! gleich! rief der Doctor, und fing an, an dem Zäpflein zu rütteln und zu ziehen. Aber weil er es mit einem Steine gar zu tief in das Löchlein geschlagen hatte, so konnte er es nicht recht fassen, und er brachte es nicht heraus. Hört, Herr Arian! rief er, drückt doch von innen ein

bischen an das Zäpflein, denn ich kann es so nicht recht erfassen. „Das Zäpflein hat drey Kreüze und darum habe ich keine Macht darüber.“ Wartet ein bischen, sagte Paracelsus wieder, dieser Hake wollen wir einen Stiel machen, und fieng an, mit seinem Federmesser die Kreüze wegzuschnitzeln. Kaum war dieß geschehen, so fuhr das Zäpflein heraus, wie ein Pfropfen aus einer Champagner-Bouteille, und unserm Doctor gerade auf das Nasenspitzlein, so daß er vor Schrekken beynahe zu Boden gefallen wäre. Nun krabbelte die schwarze Spinne eiligst heraus und am Stamme der Tanne herunter. Kaum hatte sie den Boden berührt, so war sie verschwunden, und eine blaue Schwefelflamme hüllte einen Augenblikk den Paracelsus ein. Schon meinte er, der Teüfel hätte ihn mit sich in die Hölle geführt. Aber bald erhohlte er sich von seinem Schrekken, und da er bemerkte, daß er ohne Schaden davon gekommen sey, und die Flamme nur seinen langen Bart ein bischen versengt habe, so sagte er: nun! diese kleine Rache kann ich dem Schelm verzeihen! Wer weiß, ob mir ein Mensch nicht noch schlimmer mitgespielt hätte! und ging nun wohlgemuth wieder nach Inspruck zurück.

Von dieser Zeit an ist der Paracelsus der berühmteste Doctor in der Welt geworden, und hat Reiche und Arme gesund gemacht und diesen oft noch von seinem Geld dazu gegeben, daß sie sich aus der Noth herausreißen konnten.

Gewiß, meine lieben Leser, wer ihr auch seyd, Alt' oder Jung', denkt ihr bei eüch jetzt

also: „das ist ein bloßes, blankes, lustiges Mährlein, in dem von allem dem, was vom Teüfel gesagt wird, kein Wort wahr seyn kann. Denn da sich dieser böse Geist weder einen Körper schaffen, noch einen solchen plötzlich vernichten kann, so konnte er weder in der Gestalt einer Spinne, noch in der Gestalt eines Menschen erscheinen. Und absonderlich ist nicht einzusehen, woher er doch so plötzlich seinen rothen Mantel, der doch aus einem Stükke Tuch oder Zeüg bestehen mußte, sollte genommen und wohin er ihn eben so plötzlich wieder sollte gebracht haben. Auch wäre es doch gewiß ganz sonderbar, ja unbegreiflich, daß er zwar so mächtig seyn sollte, sich plötzlich einen Körper zu schaffen, aber doch auch wieder nicht so mächtig, daß er statt eines Pferde- oder Hahnenfußes, den er immer haben und doch gern zu verbergen suchen soll, einen Menschenfuß sich machen könnte. Und wenn es nicht wahr seyn kann, daß der Teüfel dem Paracelsus leibhaftig erschienen, so kann es ja auch nicht wahr seyn, daß dieser von ihm eine Goldtinctur und eine Universalarzenei *) erhalten habe."

Wenn ihr denn nun von dieser Erzählung also denkt, so werdet ihr von allen ähnlichen eben so denken, und wenn ihr etwa hören solltet, daß Diesem oder Jenem der Teüfel einen

*) So nennt man eine Arzney, die alle Krankheiten ohne Unterschied und Ausnahme vertreiben soll. Eine solche Arzney gibt es aber nicht.

Sakk voll Geld, oder einen Hekkthaler *), oder ein Hekkmännlein **) gebracht, einem Andern aber den Hals umgedreht oder ihn durch die Lüfte fortgeführt habe; so werdet ihr ausrufen: pah! das sind Possen, die nur Einfältige und Abergläubische für wahr halten können! Und wenn ihr denn so vernünftig denkt, so werdet ihr vor manchem Schaden und Nachtheil gesichert bleiben. Denn der Glaube an die Behauptung, daß einem der Teüfel leibhaftig erscheinen könne, war schon gar Manchem sehr nachtheilig, wie ihr aus folgender Erzählung sehen könnet.

Der Teüfel am Pranger.

In einem Dorfe in Schwaben wohnte ein wohlhabender, aber dabey herzlich einfältiger Bauer, Namens Leykam. Als er einst des Abends in der Schenke saß, wo er seinen Krug Bier zu trinken pflegte, brachten die übrigen Biergäste das Gespräch auch auf den Teüfel. Jeder der Anwesenden erzählte von demselben eine schauerliche Geschichte, die er von seinem Groß-

---

*) Dieß soll ein von dem Teüfel empfangener ganzer Thaler seyn, der da bewirken soll, daß des Geldes, worunter man ihn thut, immer mehr wird, so oft man es zählt.

**) Das soll ein winzig kleines, in ein Schächtelein eingesperrtes, ebenfalls vom Teüfel seinen Freünden verehrtes, Männlein seyn, das in jeder Nacht Geld hervorbringen soll.

vater, oder von einem alten Mütterchen in seiner Jugend wollte gehört haben. — Ach, was da! fing endlich ein Fremder an, der bisher stillschweigend in einer Ekke gesessen war, ihr wißt alle nichts, denn ihr kennt den Teüfel doch nur vom Hörensagen; ich kenne ihn aber aus eigner Erfahrung, denn ich habe ihn einmahl leibhaftig mit diesen meinen zwey gesunden Augen gesehen. — Hier machten die Bauern lange Hälse, und große Augen, und starrten den Fremden an. Ja! ja! fuhr dieser, der ein Erzschalk war, und die Bauern gern narren wollte, fort, ja! ja! seht mich nur an, und ihr seht in mir einen Mann, der den Teüfel einmahl ganz in der Nähe gesehen hat. Wie denn so? fragte einer der übrigen Anwesenden. Ja, sagte der Fremde, das ist eüch eine gar curiose Geschichte; wenn ihr wollt, so will ich sie eüch erzählen. Die Bauern rükkten näher zusammen, schoben ihre Mützen zurecht, und horchten hoch auf.

Der Fremde erzählte: Ich war in meiner Jugend Soldat, und habe den siebenjährigen Krieg unter dem großen Friedrich mitgemacht. Daß unser Einer da etwas erfahren hat, könnt ihr eüch leicht denken. Damahls, als wir vor Prag in Böhmen standen, wurde ich einmahl mit auf einen der äußersten Vorposten commandirt. Es traf sich, daß ich gerade des Nachts von 10 — 12 Uhr Wache stehen mußte bei einem alten verfallenen Schlosse, indem vielleicht schon seit mehrern hundert Jahren nichts als Fledermaüse und Schuhu's und Kröten und Molche

und anderes Ungethüm mochten gehauset haben. Ich bin zwar nicht furchtsam, was ein Soldat ja auch nicht seyn soll; aber doch überfiel mich ein Grausen, als ich so die verfallenen Mauern und Thürme, die hie und da noch ziemlich hoch waren, und die über dieselben hervorragenden Tannen, die zusammen bei dem hellen Mondschein gar wunderliche Schatten bildeten, betrachtete. Ich faßte aber einen frischen Muth, fing an ein lustiges Soldatenliedlein zu pfeifen, und dachte: ey was da! 's wird doch der Teüfel hier nicht sein Absteigquartier haben. Aber, aber! — wenn man den Wolf nennt, so kommt er g'rennt! So auch hier! Als ich mich einmahl wendete, und so längs der Mauer, an deren Ende ein großer Spalt war, hinsah, hilf Himmel! was erblikkte ich da! Eine gräuliche Gestalt schritt aus der Spalte hervor, und gerades Weges auf mich zu. Eiskalt lief mirs über den Rükken, ich hörte auf, mein Liedlein zu pfeifen, denn ich konnte die Lippen nicht mehr spitzen, und die Kniee schlotterten mir, daß ich kaum mehr aufrecht stehen konnte. Ehe ich michs versahe, stunds vor mir. Aber was stund da? Ein Ding, das wohl so ungefähr wie ein Mensch aussah, aber auf dem Kopfe Bokkshörner, eine entsetzlich lange Nase, ein gewaltig spitziges Kinn, ein Paar feürige Augen, so groß wie Gänseeyer, an den Händen lange spitzige Krallen statt der Finger, und einen Pferdefuß hatte. Mitten um seinen Leib war statt eines Gürtels eine fürchterliche Schlange gewunden, die auf mich züngelte und

zischte, wie ein erboßter Ganser. Uebrigens war das Ding am ganzen Leibe zottig, wie ein Budel. In der Angst meines Herzens rief ich aus: Alle gute Geister loben Gott den Herrn! und: Das Blut Jesu Christi machet uns rein von unsern Sünden! Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, so fing das Ding an zu heülen, daß es lautete, als wenn ein Nachtwächter recht gewaltig und anhaltend in sein Horn stieße, und es brauste an meiner Seite dahin, wie ein Sturmwind, und hinterließ einen entsetzlichen Schwefelgestank. Aha, dachte ich, jetzt kenne ich dich, du sauberer Herr Patron! du warst der Teüfel, und hast mich vielleicht, wer weiß, wozu? verführen wollen! Aber nein! bey mir kommst du nicht an den rechten Mann. Behalte du nur immer dein Teüfelsgeld und deine Teüfelskünste, ich behalte mein gutes Gewissen, und bewahre meine Seele vor den Strikken des Satans! Indem ich so dachte, schlug es zwölf, und ich wurde abgelöset. — —

Während dieser Erzählung zitterte unser Leykam, als wenn der von dem lügenhaften Fremden beschriebene böse Geist schon vor ihm stünde, und als es zum Heimgehen kam, sagte er zu des Wirths Sohn: Höre Joseph, sey so gut und geh' mit mir nach Hause, denn ich kann den Teüfelsspuk nicht aus meinem Kopfe bringen, und fürchte mich, allein nach Hause zu gehen. Joseph gewährte dem furchtsamen Leykam seine Bitte, erzählte aber am andern Tage seinen Kameraden, wie sehr sich gestern Leykam gefürchtet habe. Dieß gab einigen lustigen Vögeln

unter

unter den jungen Burschen Veranlassung, sich mit dem einfältigen und furchtsamen Leykam einen Spaß zu machen und, wo möglich, ihn um eine Summe Geldes zu prellen. Einer von ihnen verkleidete sich ungefähr so, wie der Teüfel in der Schenke von dem Fremden war beschrieben worden, kam des Nachts vor Leykams Thür, kratzte daran, und brüllte durch ein Nachtwächterhorn, daß es fürchterlich anzuhören war. Alle, die im Hause waren, erwachten und zitterten und bebten. Der erschokkene Bauer lief selbst ans Fenster hin; da er aber die gräßliche Gestalt sahe, schrie er: Ach, der Böse leibhaftig! und schlug das Fenster geschwind zu. Er wollte zurükk in sein Bett eilen, fiel aber die Länge lang hin in die Stube, und wäre beynahe vor Schrekken des Todes gewesen. Drey Nächte lang trieb so der verkappte Teüfel sein böses Spiel, bis der abergläubische Bauer sich auf den Weg nach einem Kapuzinerkloster machte, wo ein Mönch war, der den Teüfel bannen zu können vorgab. Dieses erfuhren die Betrüger, und der eine nimmt geschwind einen Umweg, und begegnet dem einfältigen Leykam, wie von ungefähr, stellt sich, als wisse er von nichts, und erzählt, daß er erst vor kurzem von einem Franziskanermönch die Kunst, den Teüfel zu bannen, erlernt habe. Nun sagte Leykam, wenn du diese Kunst kannst, so kann ich meinen Weg ersparen; denn ich wollte so eben ins Kapuzinerkloster zum Pater Eüstachius, daß er den Teüfel der mich nun schon 3 Nächte beunruhigt, von meinem

Hause wegbanne. Ja, ja! sagte der Schlaukopf, diesen Weg könnt ihr ersparen, denn wenn ihr mir 20 Gülden gebt, so banne ich Eüch den Teüfel, daß er sich vor eürer Hausthür nimmer muchsen soll. Wer war froher, als der einfältige und in Furcht gesetzte Bauer! Er kehrt um, und der listige Betrüger kommt des Nachts zu ihm. An die Thür werden 3 Kreüze gemacht, und allerley Sprüchlein hergemurmelt, und auch 3 Bündelein Haare von einem schwarzen Bubel verbrannt. Aber um 11 Uhr kommt der Teüfel doch, und brüllt und kratzt, wie sonst. Da that der vorgebliche Teüfelsbanner, als murmelte er allerley Worte her, zog eine Peitsche unter seinem Rokke hervor, bestrich sie mit einem Stükkchen Wachs, das er von einer Altarkerze wollte genommen haben, machte dann die Thür plötzlich auf, hieb auf den Teüfel Schlag auf Schlag, und jagte ihn mit großem Geschrey fort. Ach, wie bedankte sich der arme Leykam, und wie gern zahlte er die 20 Gülden aus! — — Doch die Obrigkeit erfuhr den ganzen Handel, ließ den einen Betrüger in seinem Teüfelshabit einige Tage hinter einander an den Pranger stellen; beyde dann aber einige Zeit auf die Festung bringen. Da aber die Bursche die 20 Gülden schon durchgebracht hatten, und diese Summe nicht wieder ersetzen konnten, so mußte der betrogene Leykam seinen Schaden tragen.

Nicht wahr, meine lieben Leser, den einfältigen Leykam kam sein Glaube an Teüfelserscheinungen theüer zu stehen? Und er hätte ihn

wohl noch theürer zu stehen kommen und ihn um seine Gesundheit, oder gar ums Leben bringen können. Denn große Furcht wirkt so gewaltig auf die Seele und den Leib des Menschen, daß sie allerley Krankheiten, z. B. die hinfallende Sucht, und den Tod verursachen kann.

2) Woher so manche Erzählung von leibhaftigen Teüfels-Erscheinungen ihren Ursprung genommen habe.

Wenn die Bursche, welche den in der vorhergehenden Geschichte erwähnten einfältigen Bauer so in Schrekken gesetzt haben, ihren seynsollenden Spaß nicht mehrmahls wiederhohlt, sondern ihre Nekkerey nach dem Auftritt der ersten Nacht eingestellt hätten, und ihr Betrug also nicht ans Tageslicht gekommen wäre; so hätte der einfältige Leykam Stein und Bein darauf geschworen, er habe den Teüfel leibhaftig gesehen.

Gelogen hätte er hiermit nicht, sondern ganz seiner Ueberzeügung gemäß gesprochen; denn er hatte ja wirklich eine Gestalt gesehen, die er für den Teüfel hielt. Aber der wirkliche Teüfel war es nicht, sondern ein verkappter Mensch.

Unser Leykam schwebte also, so lange er den verkappten Burschen für den wirklichen Teüfel hielt, in einem großen Irrthume. Zu diesem Irrthume gab aber theils Leykams Aberglaube und Leichtgläubigkeit, theils die Aufschneiderey des Fremden in der Schenke, theils die Schalk-

heit der 2 Bursche, die den einfältigen Bauer erschrekken und um ein Stükk Geld bringen, ihn also betrügen wollten, die erste Veranlassung. Und aus solchen Quellen, nämlich aus Leichtgläubigkeit, aus Aberglauben, aus Großsprechereyen solcher Menschen, die gern etwas aus sich machen wollten, und aus absichtlicher Weise veranstalteten Betrügereyen ist so manche Erzählung von der leibhaftigen Erscheinung des Teüfels entstanden. Bisweilen gaben aber auch gewisse fehlerhafte Beschaffenheiten des Körpers, oder der Mangel an gehöriger Aufmerksamkeit auf das, was Manche sahen und hörten, verbunden mit ihrer Einfalt und ihrem Aberglauben Veranlassung zu dergleichen Erzählungen, wie folgende Geschichten beweisen:

In einem Dorfe am Rhein hatte in den Jahren 1817 und 1818 ein Kornhändler sehr große Vorräthe von Getreide angehäufet, in der Meinung, daß die Theürung noch höher als sie damahls war, steigen, er also durch den Verkauf seiner Vorräthe viele tausend Gulden gewinnen würde. Allein wider sein Erwarten fing das Getreide an im Preise sehr zu fallen, und dadurch kam er zu großen Schaden. Diesen Verlust zog er sich außerordentlich zu Gemüthe, so daß er endlich ganz melancholisch wurde. In diesem Zustande behauptete er nun, daß ihm der Teüfel alle Nacht bald in einem blauen, bald in einem rothen, bald auch in einem grünen Mantel erscheine und ihn aufforderte sich ihm (dem Teüfel) zu verschreiben, wofür er ihm dann alle Jahre in der Sanct Andre-

asnacht einen Sakk Geld bringen wolle. Seine Anverwandten waren vernünftige Leüte, und sahen wohl ein, daß diese vorgeblichen Teüfelserscheinungen nur Wirkungen der Krankheit des unglücklichen Mannes waren, und zogen deßhalb einen geschikkten Arzt zu Rathe, der den Kranken durch seine Kunst auch wieder herstellte, so daß es ihm nicht mehr vorkam, als erschiene ihm der Teüfel. Die einfältigen Landleüte der Gegend aber bleiben steif und fest darauf, daß der Teüfel dem Kornhändler erschienen sey, und daß dieser sich jenem verschrieben habe, und nun von ihm alle Andreasabende einen Sakk Geld erhalte.

Im Winter 1786, wo tiefer Schnee die Fluren dekkte, ging der Feldprediger eines in Berlin in Besatzung liegenden Regiments in der Heide vor dem Teltower Thore spatzieren, und hatte zum Schutze gegen die Kälte einen Mantel über seine geistliche Kleidung geworfen. Hier begegnet er einer armen Soldatenfrau, der man ihren tiefen Kummer und Gram im Gesichte ansah, und die mit einem Bund Strauchholz nach der Stadt ging. Er ließ sich mit ihr in eine Unterredung ein, und erfuhr bey dieser Gelegenheit, daß ihr Mann krank sey, ihre Kinder nichts zu essen haben, und sie mit ihrer Händearbeit nicht verdienen könne, was sie nur zur höchsten Noth brauchten. Der Feldprediger, durch diese Erzählung gerührt, langte in seine Tasche, faßte in derselben so viel Geld als er konnte, gab es der Frau, und ging, ohne ihren Dank abzuwarten, in das Gebüsch zurükk, aus dem sie beyde

eben gekommen waren. Die arme Frau, die, wie sichs nachher ergab, sehr abergläubisch war, und den Feldprediger, wegen ihrer schweren Bürde, welche den Kopf niederbeügte, wohl nicht recht angesehen haben mochte, erschrikkt über die Hand voll Geld — sie hat wohl nie so viel auf Ein Mahl gehabt — sie weiß nicht von wem es kommt, der Geber ist verschwunden, ihr Kopf war mit allerley Mährlein von Teüfelserscheinungen angefüllt — fast natürlich war also der Gedanke: der Teüfel habe ihr das Geld gegeben, um sie in Versuchung zu führen. Sie kam bestürzt nach Hause, und erzählte ihren Freünden und Nachbarinnen, der Teüfel sey ihr erschienen, und habe ihr eine Hand voll Geld gegeben. Der Feldprediger, zufrieden, die Noth einer armen Familie etwas gemildert zu haben, hatte keine Ahnung davon, daß er für den Teüfel angesehen worden, erfährt es aber nachher auf folgende Art: der Hauptprediger an der Nikolaikirche zu Berlin hielt bald nach diesem Vorfalle eine Kinderlehre, wo er die Jugend zu überzeügen suchte, daß der Teüfel nie jemand leibhaftig erscheinen und ihm Geld bringen könne. Ja, Herr, fängt ein Mädchen in aller Unschuld an, ja, Herr, er kann doch erscheinen, denn vor einigen Tagen ist er wirklich einer Soldatenfrau erschienen, und hat ihr eine ganze Hand voll Geld gegeben. Der Prediger wußte nicht, was er aus dieser Behauptung machen sollte, und glaubte endlich, die Frau müsse etwa betrogen worden seyn, oder sie selbst wolle betrügen. Noch an demselben

Tag erhält er einen Besuch von dem oben gedachten Feldprediger, das Gespräch kommt auf die auffallende Äußerung des Kindes in der Kinderlehre, der Feldprediger stutzt, und — die Sache war jetzt bald aufgeklärt.

3) Ob es Menschen gebe, die vom Teüfel besessen sind.

Es hat von jeher Menschen gegeben, und gibt deren noch viele, besonders unter den gemeinen Leüten, welchen es gewöhnlich noch gar sehr an Aufklärung fehlt, die da steif und fest glauben, der Teüfel logire sich gleichsam in manche Menschen ein, oder nehme von ihnen gleichsam Besitz, und quäle sie dann oft auf eine gar jämmerliche Weise, indem er ihnen allerley Krankheiten verursache. Deßwegen hört man von manchem Menschen, der etwa eine sehr auffallende, schwer zu heilende Krankheit hat, er sey vom Teüfel besessen.

Ein solcher Glaube ist aber nicht nur gegen die Aussprüche der heiligen Schrift, sondern auch sehr schädlich.

Die heilige Schrift sagt Amos III. 6: Ist auch ein Unglükk in der Stadt, das der Herr nicht thue? Das heißt: jedes Uebel, das dem Menschen ohne seine eigene Schuld widerfährt, wird ihm von Gott aus weisen Absichten zugeschikkt. Wenn also der Herr es ist, der dem Menschen jedes Uebel, das ihn ohne sein Verschulden trifft, auferleget, so kann es ja nicht der

Teüfel seyn, der ihm Krankheiten oder andere Uebel verursachet. Ferner heißt es Matth. X. 29.: Kauft man nicht zwey Sperlinge um einen Pfennig? und dennoch fället derselben keiner auf die Erde ohne eüren Vater. Das heißt, keine, auch nicht die geringste Begebenheit auf der Erde kann sich ereignen ohne den Willen oder die Zulassung Gottes. Wenn nun dem — was gar keinen Zweifel leidet — wirklich so ist; so kann gewiß auch der Teüfel von keinem einzigen Menschen Besitz nehmen ohne den Willen oder die Zulassung Gottes. Nun ist es aber doch gewiß nicht zu erwarten, daß der Allweise und Allgütige, der zugleich der liebevolle Vater aller seiner Menschen ist, es wollen oder auch nur zulassen sollte, daß der Teüfel in gewisse Menschen fahre, und sie quäle. Das käme gerade so heraüs, als wenn ein Vater, der seine Kinder recht herzlich und aufrichtig liebt, einem bösen Menschen den Auftrag geben, oder ihm auch nur verstatten sollte, dieselben (seine Kinder) auf mancherley Weise zu beschädigen und zu quälen.

Freylich fehlt es nicht an Erzählungen von Teüfelsbesitzungen; allein diese Erzählungen haben ihren Ursprung der Unwissenheit und dem Aberglauben, oder absichtlich unternommenen Betrügereyen zu verdanken.

Zu W. einem Dorfe im Landgerichte Heidenheim am Hahnenkamm lebt gegenwärtig noch ein Schneider, der sichs nicht ausreden läßt, daß seine nun 18jährige Tochter vor 4 Jahren vom Teüfel besessen war. Die Sache verhielt sich

also: das damahls 14jährige Mädchen fing auf Ein Mahl an zu kränkeln. Anfangs machten sich die Aeltern hieraus nicht sonderlich viel, und dachten: es wird sich schon wieder geben. Da sichs denn aber nicht gab, so gebrauchten sie allerley Mittel, welche ihnen alte Mütterchen, Schäfer und dergleichen Leüte an die Hand gaben. Diese Mittel waren aber lauter untaugliche Mittel, daher es nicht zu verwundern war, wenn das Mädchen davon nicht gesund wurde. Der Vater aber suchte in seiner Unwissenheit und Einfalt die Ursache von der nicht erfolgenden Besserung nicht in der Untauglichkeit der von ihm angewandten Mittel, sondern in einem ganz andern Umstande. Er gerieth nämlich auf den Einfall seine Tochter müsse vom Teüfel besessen seyn, und ging deßhalben nach T. zu einem Franziskanermönch, der sich damahls an diesem Orte aufhielt und in dem Rufe stand, daß er den Teüfel austreiben könne. Der Mönch hörte den Vortrag des Schneiders an, examinirte das mit gegenwärtige kränkelnde Mädchen, und that den Ausspruch: ganz richtig, lieber Meister, seine arme, unglükkliche Tochter ist wirklich vom Bösen leibhaftig besessen. Aber sey Er nur getrost und gutes Muthes! wir wollen dem schlimmen Gaste seinen Aufenthalt bald verleiden, und ihn dahin bringen, daß er ausfahren und sein Kind in Ruhe lassen muß. Der Teüfelsbeschwörer fieng nun an, seine Mittel zu gebrauchen — und siehe da! das Mädchen wurde gesund. Aber dieses war durchaus nicht die Folge von den vom Mönche angewand-

ten Mitteln, sondern eine Folge der Kräftte der Natur, die sich unterdessen selbst geholfen hatte. Die Wahrheit dieser Behauptung ist nicht zu bezweifeln, da der ganze Hergang der Sache gerichtlich untersucht und die Beschaffenheit der Krankheit, so wie die Art und Weise, wie die Natur sich hier selbst geholfen, von dem beygezogenen Landgerichtsarzt Dr. Kl. erklärt wurde, der zugleich mehrere Fälle von ähnlichen Krankheiten, wo sich die Natur nach Verlauf von mehrern Monaten selbst geholfen hat, anführte. Allein, wie es bey solchen Fällen nun einmahl herzugehen pflegt, so ging es auch hier; die richtigen Erklärungen des einsichtsvollen Arztes würden von dem Vater und seines Gleichen verworfen, und die falschen Meinungen der Dummen, Unwissenden und Abergläubischen für wahr gehalten. —— Bey dieser Gelegenheit darf ich nicht unbemerkt lassen, daß die aufgeklärte Bayrische Regierung dem vorgeblichen Teüfelsbeschwörer befohlen hat, dergleichen Curen in Zukunft zu unterlassen, und ähnliche Kranke, wenn sie sich wieder bey ihm melden sollten, an den Landgerichtsarzt zu weisen.

Eine Weibsperson 41 Jahr alt, die Ehefrau eines Schusters, in einem Dorfe unweit Linz, Namens Anna Maria, war seit 18 Jahren im österreichischen Lande als vom Teüfel leibhaftig besessen, beschrieben. Es hieß in den ersten 3 Jahren habe der Teüfel sie nur dann und wann gequält, in den folgenden 15 Jahren aber habe sie weder Tag noch Nacht Ruhe gehabt.

Niemand zweifelte demnach an der Wahrheit einer wirklichen Besitzung derselben, indem die gelehrtesten und frömmsten Geistlichen solches aufs Feyerlichste betheüerten. Im Frühling des Jahres 1772 fand endlich der Ehemann dieser Frau einen Weg, der Kaiserin Maria Theresia eine Bittschrift in die Hände zu bringen, worin er diese um Mitleiden gegen sich, als einen Mann anflehete, der wegen Armuth und seiner vom Teüfel besessenen Frau mit dem aüßersten Elend kämpfen müsse. Die Kaiserinn, um hinter die Sache zu kommen, befahl, dieses Weib von Linz nach Wien zu bringen, um in dem Krankenhause untersucht zu werden, über welches der Hofrath und Leibarzt, Doctor Anton von Haen die Aufsicht hatte. — — Ich beschäftigte mich von der Zeit — so erzählt dieser Arzt hiervon — täglich 3 bis 4 Stunden mit ihr. Was ich also von ihr melde, das berichte ich als Augenzeüge. Was in meiner Abwesenheit mit ihr vorgegangen, gründet sich auf die glaubwürdigen Berichte des Tagebuches unsers Lazareths.

Sobald diese Frau ins Lazareth gebracht worden war, stieß sie gräuliche Verwünschungen und Flüche gegen den Heiland, gegen die Kaiserinn und gegen diejenigen Leüte aus, welche sie nach Wien geführt hatten. Wie man sie ins Bette brachte, fing sie an, sich schrekklich zu wälzen und zu krümmen, auch die Augen auf alle Seiten zu drehen, so daß man gemeiniglich nichts als das Weiße darin wahrnehmen konnte. Alle Muskeln des Gesichtes wurden auf mancher-

ley Art verzerrt. Den Hals wußte sie so stark und schnell auf die Schultern und auf den Rükken zu drehen, daß ich dergleichen nie gesehen habe. Während der Zeit schrie und brüllte sie entsetzlich, und sang grobbaürische Lieder, wobey es schien, als ob sie sich mit Fleiß bestrebte, eine fremde oder ausländische Mundart nachzuahmen. Hierauf fing sie an, den Leib in einem halben Zirkel herum zu bewegen, mit dem Kopfe und mit den Füßen aufs Bett gestemmt und den Bauch in die Höhe gehoben. Bald dehnte sie sich wieder längelang aus, und warf den ganzen Körper einen oder einen halben Fuß in die Höhe, und das sehr geschwind und wohl 20 — 30 Mahl hinter einander fort. Hatte sie einen Augenblikk geruhet, so fing sie dasselbe Spiel von neüem an. Dann fluchte sie wieder auf Gott, auf die Kaiserin, auf ihren Ehemann ꝛc. und das währte so eine Stunde. Unterdessen warf sie den Rosenkranz und das Crucifix, welches beydes sie in der Hand hatte, drey Mahl mit höchstem Unwillen und Ungestümm zur Erde. Nachdem man ihr aber diese Stükke immer wieder dargereicht hatte, küßte sie endlich dieselben, und bat Gott um Vergebung. Gleich hernach aber lästerte sie Gott wieder; doch versicherte sie uns zugleich, vorher habe sie selbst, nachher aber der Teüfel in und aus ihr geredet. Diese und mehrere dergleichen oder auch andere, und etwas veränderte, Gaukeleyen machte sie nun zum öftern; nach welchen heftigen Bewegungen doch allezeit der Pulsschlag und das Athemhohlen ganz natürlich blieb. Wenn sie eine Weile

stille lag, so sollte man sie für eine am Verstande und Körper vollkommen gesunde Person angesehen haben. Mittags und Abends aß sie mit gutem Appetit, ob sie gleich zuweilen sagte, daß sie durch den Teüfel am Niederschlukken der Speisen gehindert würde. Nachdem ich sie nun 8 Tage lang sorgfältig beobachtet, glaubte ich überzeügt zu seyn, daß das ganze Betragen dieser Frau nichts als Verstellung und Betrug sey, und ich ließ folgenden Versuch mit ihr anstellen: Durch verschiedene, heimlich dazu bestellte, Leüte wurde ihr nämlich, so oft ich es nöthig fand, ein großes Geschirr voll kalten Wassers plötzlich und unvermuthet ins Gesicht und über den ganzen Leib geschüttet. Solcher Gestalt verjagte ich den bösen Geist auf ein Mahl. Diese Frau, welche vorgegeben und betheüert hatte, daß sie seit 15 Jahren keinen einzigen Tag und keine einzige Nacht von den Anfällen des Bösen freygeblieben wäre, blieb nun nach meinem angewandten Mittel, 3 Tage ruhig, und brachte diese Zeit theils mit Beten, theils mit Arbeiten zu, und ließ sich dabey Essen und Trinken recht gut schmekken. Gegen das Ende dieser 3 ruhigen Tage ließ ich mich mit ihr in ein vertrauliches und freündliches Gespräch ein, und bemühete mich, sie zu überführen, daß sie nicht vom Teüfel besessen wäre, indem sie gesehen und erfahren hätte, daß durch die von uns gebrauchten Hilfsmittel das Uebel gänzlich vertrieben worden, welches nicht geschehen seyn würde, wenn dasselbe vom Teüfel herrührte, dieß wollte sie aber nicht zugestehen, sondern er-

neüerte ihre Gaukeleyen, sprang aus dem Bette heraus, stützte den Kopf auf den Boden des Zimmers und beügte den ganzen Leib vorwärts, als wenn sie einen Burzelbaum machen wollte, wälzte sich aber hernach seitwärts auf mich zu, vermuthlich, um mich, wenn ich stehen geblieben wäre, umzuwerfen. Als ich sie aber hierauf in einem ernstlichen, drohenden Tone anredete, faßte sie sich, nahm ihre ordentliche Stellung wieder an, und blieb wieder 2 Tage ganz ruhig. So wie sie ihre Gaukeleyen aber wieder anfing, wurde ihr wieder kaltes Wasser über das Gesicht geschüttet, zugleich aber bekam sie sehr schlechte Kost, die ihr dazu noch sehr spärlich gereicht wurde. Diese Cur-Methode wollte ihr, als einer gesunden und mit gutem Appetite versehenen Person, durchaus nicht behagen, und sie sahe sich nun genöthiget, mit der Sprache herauszugehen. Sie bekannte demnach frey und aufrichtig: Sie habe sich nur gestellt, besessen zu seyn, theils um ihren Mann beständig kränken und quälen zu können; theils um desto mehr Almosen von den Leüten zu erhalten: Die ganze Kunst aber habe sie von einem SoldatenWeibe erlernt.

4) Ob es zu Jesu Zeiten Menschen gegeben habe, die vom Teüfel besessen waren.

Im neüen Testamente wird an verschiedenen Stellen erzählt, daß Jesus Teüfel oder böse Geister aus gewissen Menschen, getrieben habe. Viele von denjenigen Menschen die dieses lesen,

denken nun bey sich also: Hat Jesus Teüfel ausgetrieben, so muß es ja auch zu seinen Zeiten Besessene gegeben haben. Hat es aber zu Jesu Zeiten Besessene gegeben, so kann es ja wohl heüt zu Tage auch wohl noch dergleichen geben. Allein denen, die also denken oder sagen, kann man zweyerley antworten, um sie zu überführen, daß sie in einem Irrthume befangen sind.

Erstlich kann man sagen: Es ist gar nicht einmahl wahr, daß zu Jesu Zeiten der Teüfel oder böse Geister von gewissen Menschen Besitz genommen haben, und zuweilen von Jesu in diesem ihren Besitze gestöret und ausgetrieben worden seyen.

Zweytens kann man antworten: Gesetzt aber auch, es habe zu Jesu und in noch frühern Zeiten wirklich Menschen gegeben, die vom Teüfel besessen waren; so dürfen wir deßwegen nicht glauben, daß es jetzt noch dergleichen Menschen gebe. Denn 1 Joh. III, 8 lesen wir ja ausdrükklich die Worte: Dazu ist erschienen der Sohn Gottes, daß er die Werke des Teüfels zerstöre. Hat nun aber Jesus die Werke des Teüfels zerstöret, wie können wir denn da glauben, daß diese Werke noch fortdauern? Ein zerstörtes Werk besteht ja nicht mehr, so wie ein zerstörtes Haus auch nicht mehr besteht. Ganz richtig hat wohl daher jener verständige Bauer gesagt: Wie kann der Teüfel in die Menschen fahren, und darin sein Wesen treiben, da ihm ja der Herr Jesus das Handwerk gelegt hat?

Was aber meine erste Behauptung anbelangt,

nach welcher es gar nicht wahr seyn soll, daß es zu Jesu Zeiten wirkliche Besessene gegeben habe, so muß ich darüber noch einige Worte sagen.

Zu den eben gedachten Zeiten waren die Juden nicht nur höchst unwissend, sondern auch außerordentlich abergläubisch; denn der Aberglaube ist immer eine Folge der Unwissenheit. Durch ihre Unwissenheit wurden sie nun gehindert, die Krankheiten, wovon die Menschen befallen werden, gehörig zu beurtheilen, und zu erforschen, woher sie rühren und wie sie zu heilen sind; und durch ihren Aberglauben wurden sie veranlaßt, gewisse Krankheiten, besonders die Epilepsie (das böse Wesen, die hinfallende Sucht, den Jammer), Melancholie und Raserey den Einwirkungen böser Geister zuzuschreiben, und zu glauben, daß mit dergleichen Krankheiten behaftete Menschen vom Teüfel besessen seyen. Anstatt nun zu sagen: dieser Mensch hat die Epilepsie ꝛc. sagten sie: dieser Mensch wird von einem bösen Geiste geplagt, ist vom Teüfel besessen. Kamen nun Leüte zu Jesu und brachten ihm dergleichen Kranke zur Heilung dar, so sa ten sie: Herr, treibe den Teüfel aus diesen Menschen. Jesus aber, dem es jetzt darum zu thun war, die Kranken gesund zu machen, ließ die Leüte reden, und fand es nicht für gut, ihnen da erst ein Langes und ein Breites von ihrem Aberglauben und Irrthume vorzusagen, sondern sprach: ja! ja! ich will den bösen Geist schon austreiben. Dabey dachte er: wenn die Leüte nur erst meine

Lehre

Lehre in ihrem ganzen Umfange und Zusammenhange werden recht kennen gelernt haben, dann werden sie schon von selbst einsehen, daß es mit den Teüfelsbesitzungen nichts ist. Und so geschahe es auch wirklich; denn alle, die die Lehre Jesu recht kennen, können sich auch unmöglich überzeügen, daß es der gütige Gott sollte zulassen, daß der Teüfel in gewisse Menschen fahre und sie quäle.

5) Ob der Teüfel als Geist, und also unsichtbarer Weise herum gehe, und den Menschen böse Gedanken eingebe.

Viele Menschen, wenn sie etwas Böses gethan haben, wollen sich hinterher damit entschuldigen, daß sie sagen, der Teüfel habe ihnen den Gedanken dazu eingegeben. Wenn ein Mensch sich ein Leides gethan und sich etwa erhenkt, die Kehle abgeschnitten, oder auf eine andere gewaltsame Weise ums Leben gebracht hat, so sagen die Leüte auch, der Teüfel habe ihm den Gedanken dazu eingegeben, oder: der Teüfel habe ihn geritten. Diese Meinung ist aber wieder ganz falsch, und hat ihren Grund abermahls in der Unwissenheit und dem damit verknüpften Aberglauben der Leüte. Denn Jacobi I, 14 lesen wir ja ausdrükklich die Worte: Ein jeglicher wird versucht! d. h. zum Bösen gereitzet, wenn er von seiner eigenen Lust gereitzet und gelokket wird. Also die eigene böse Lust ist es, die die Menschen zum Bösen verleitet, nicht aber der Böse. Wiederum lesen wir Matth. XV, 19: Aus

dem Herzen kommen arge Gedanken. Diese Worte hat Jesus selbst gesprochen, der da wohl wußte, woher die bösen Gedanken kommen. Kämen nun bey manchen Menschen die bösen Gedanken vom Teüfel, so hätte Jesus dieses gewiß mit bemerkt. — Sollte sich aber jemand durch diese Stellen der heil. Schrift noch nicht von der eben erwähnten irrigen Meinung abbringen lassen, so möge er bedenken, daß es ja im 6ten Verse des Briefes Judä ausdrüklich heißt, daß die bösen Geister mit ewigen Banden der Finsterniß belegt seyn, und zum Tag des Gerichts aufbewahrt werden. Offenbar will die heil. Schrift damit sagen, daß es dem Teüfel nicht vergönnt sey, auf der Erde umherzugehen. Und ist ihm das nicht vergönnt, wie kann er denn da den Menschen böse Gedanken eingeben? Könnte er dieß aber von dem Orte aus, wohin ihn Gott verstoßen hat, so müßte er ja allwissend und allmächtig wie Gott seyn. Wer mag aber eine so ungereimte Meinung vertheidigen können?

Weg also mit allen den thörichten, abergläubischen und den Christen nicht geziemenden Meinungen von Erscheinungen und Eingebungen des Teüfels!

Nro. II.

Was es mit dem feürigen Drachen, den feürigen Männern und dem wüthenden Heere für eine Bewandtniß habe.

In der Luft befinden sich vielerley feine Materien oder Stoffe, die wir eben so wenig, als die Luft selbst mit Augen wahrnehmen können, weßwegen der gemeine Mann nichts von ihrem Daseyn weiß. Von diesen Materien oder Stoffen können sich manche unter den dazu nöthigen günstigen Umständen in der obern Luft entzünden, und als ein kleiner Feüerstrom, oder als eine, einer langen Stange ähnliche feürige Masse, eine Zeit lang seitwärts fortbewegen. Trifft es sich nun, daß diese brennende Materie gerade über einen Schornstein, in welchen die Luft von außen hineinströmt, dahin schwebt; so folgt sie (die brennende Materie) dem Zuge der Luft, und fährt in den Schornstein hinein, wo sie bald verlischt. Dieß ist zwar eine nicht sehr oft vorkommende, aber doch ganz natürliche Erscheinung; eben so natürlich, als die Flamme eines Talglichtes, die auch nichts anders ist, als die in die Höhe steigenden brennenden Fett-Theile des Lichtes. Da aber gar viele Menschen von denen, die eine solche Natur-Erscheinung bemerken, nicht wissen, wie oder woher sie entsteht, so nehmen sie, um sie erklären zu können, ihre Zuflucht zum Teüfel und sagen, das, was man in der Luft als eine daherschwebende, einem sogenannten Wiesbaum ähnliche, feürige Masse sieht, sey nichts

anders als der Teüfel, den sie in dieser Gestalt den feürigen oder fliegenden Drachen nennen. Ja sie gehen sogar in ihrer Thorheit so weit, daß sie behaupten, dieser fliegende Feüerdrache bringe dem Besitzer des Hauses, in dessen Schornstein er fährt, einen Sakk voll Geld, oder allerley Nahrungsmittel, als Schinken, Würste u. d. g.

Bedächten solche Menschen, daß der Teüfel als ein Geist, durchaus in keiner sichtbaren Gestalt erscheinen, noch Geld münzen, (schlagen), noch Schweine schlachten und Schinken und Würste machen, noch da er ja nicht allmächtig ist, diese Dinge aus Nichts erschaffen könnte; so würden sie bald einsehen, daß sie etwas sehr Ungereimtes glauben.

Wie schädlich indessen bisweilen ein solcher Aberglaube für manche Menschen werden könne, sehen wir aus folgender Geschichte:

In W—dt, einem Städtchen am Fuße des Fichtelberges, lebte einst ein Nagelschmid, Namens Z—ler, von dem seine Mitbürger behaupteten, daß er mit dem Teüfel einen Bund gemacht habe, und daß dieser als Feüerdrache von Zeit zu Zeit bey ihm einfliege, und ihm einen großen ledernen Beütel voll Geld bringe. Zwar hatte niemand den Drachen je bey ihm einfliegen sehen, aber die Leüte maßen dem Stadtgeschwätze Glauben bey, weil der Mann wohlhabender war, als seine Zunftgenossen. Dieses ging aber ganz natürlich zu, und rührte von seiner Ehrlichkeit und Einsicht her. Er war ehr-

lich, und machte deßhalb sehr gute Nägel; er hatte sich auf seiner Wanderschaft nach den Orten erkundigt, wo die Kaufleute von fremden Gegenden her viele Nägel beziehen, und erfuhr, daß dieß in Hamburg der Fall sey. Er suchte also die Bekanntschaft eines Kaufmanns in Hamburg, und verkaufte an diesen unmittelbar seine Nägel mit gutem Profite, während dem seine Zunftgenossen mit unter schlechte Waare lieferten, und diese mit weit geringerm Profite nur in dem benachbarten Städtchen W—del an einen Kaufmann absetzten, der sie erst wieder nach Hamburg versendete.

Wenn unser Z., der nicht nur ein ehrlicher, sondern überhaupt ein sehr braver Mann war, in ein Wirthshaus kam, und sich an einen Tisch setzte, wo schon Biergäste saßen, so schlich sich einer nach dem andern davon weg, so daß endlich der arme Nagelschmid ganz allein und verlassen da saß. Niemand wollte, wie es hieß, neben einem Manne sitzen, der es mit dem Teüfel hält. Kam Z. die Straße daher gegangen, so wich ihm jeder, der ihm hätte begegnen können, schon von ferne aus, um ihn nicht grüßen zu dürfen, und wenn er zum heil. Abendmahl ging, so wollte keiner mit ihm zugleich *) zum Altar treten.

*) In dem Städtchen W. ist es nämlich Sitte, daß immer 2 und 2 Communikanten zugleich an den Altar treten.

Dieses lieblose und unchristliche Betragen kränkte den ganz unschuldigen Z. so sehr, daß er endlich darüber in eine tiefe Melancholie verfiel. Nun wurde das einfältige Stadtgeschwätz noch lauter, und es hieß: Seht! jetzt ist des Z—rs Zeit aus *), der Teüfel will ihn hohlen, und darum ist er im Kopfe ganz verwirret. In diesem Kranheitszustande mag es der arme Mann einmahl versehen haben, und es kam in seiner Schmiede Feüer aus. Da wollte sich denn nun niemand zum Löschen verstehen, weil der einfältige Pöbel schrie, der Teüfel habe beim Einfahren durch den Schlot das Feüer verursachet, und so wurden nicht nur des Mannes ganze Schmiede und Hinterhaus, sondern auch noch die Scheünen zweyer Nachbarn ein Raub der Flammen.

Eines Morgens fand man den armen Z. todt im Bette, weil ihn der Schlag gerührt hatte; da sagten denn die vom Aberglauben ganz verdüsterten Leüte, der Teüfel habe ihm den Hals umgedrehet, und niemand wollte mit seiner Leiche gehen. Da ließen aber seine Hinterbliebenen viele große und fette Kuchen bakken, und machten bekannt, daß ein herrlicher Leichentrunk sollte gehalten werden. Dieß half. Die Menschen, die vorher — freylich irriger Weise — geglaubt ha-

*) Die Dummen und abergläubischen Menschen behaupten nämlich, nach Verfluß einer gewissen, vorher festgesetzten Zeit, hohle der Teüfel diejenigen, die einen Bund mit ihm gemacht haben.

ben, es erfordere es ihre Christenpflicht, einen Mann, wie Z. war, nicht mit zu Grabe zu begleiten, begleiteten ihn jetzt dahin, weil sie hofften — einen guten Leichentrunk zu bekommen!

Weder die tiefe Kränkung einer ganz unschuldigen Familie, noch der starke Brand, bey welchem Einige zu bedeütendem Schaden kamen, noch die Gemüthskrankheit eines braven Mannes würde Statt gefunden haben, wenn die Einwohner des Städtchens W. dem Aberglauben nicht so gar sehr ergeben gewesen, und insbesondere von der Entstehungsart des feürigen Drachen gehörig unterrichtet gewesen wären.

Eine ähnliche Bewandtniß wie mit dem Feüerdrachen hat es auch mit den sogenannten feürigen Männern. Auch diese sind nichts anders als gewisse, von sich selbst in Brand gerathene luftartige Materien, die aus Sümpfen und aus der Erde an solchen Orten, wo viele thierische Körper in Fäulniß übergegangen sind, emporsteigen, jedoch sich nicht in die obere Luft ziehen, sondern an der Oberfläche der Erde bleiben, und von der Luft, wenn sie nur in die geringste Bewegung kommt, bald dahin, bald dorthin getrieben werden, so daß es scheint, als hüpften sie von einem Orte zum andern. In warmen Sommernächten werden diese Feüerflammen öfter gesehen, als im Winter, und sie sind überhaupt in südlichen und warmen Gegenden häufiger, als in nördlichen und kalten. In jenen sind sie auch größer, z. B. in Spanien oft 12 Schuh hoch.

Diese feürigen Männer kann man, wenn

man die Sache versteht, und dazu eingerichtet ist, so gar in einer Stube nachmachen, zum offenbaren Beweise, daß sie auf eine ganz natürliche Art entstehen.

Der gemeine Mann aber hält in seiner Unwissenheit auch diese Dinge für etwas ganz anders, als sie wirklich sind. Er sagt nämlich, dieß seyen entweder höllische Geister, oder die Seelen derjenigen, welche in ihrem irdischen Leben etwas von dem Akker oder der Wiese ihres Nachbars abgepflügt haben, und zur Strafe für diese Art des Diebstahls seyen sie nun verurtheilt, als feürige Männer auf der Erde herum zu wandern, und die Reisenden auf mancherley Weise zu nekken.

Dieß ist aber wieder eine sehr ungereimte Behauptung, die nur sehr unwissende und einfältige Menschen für wahr halten können. Denn die höllischen Geister, die sogenannten bösen Engel, sind mit Ketten der Finsterniß, wie die Schrift sagt, gebunden, und können nicht auf der Erde herumwandeln, und eine menschliche Seele, sie mag nun bei Leibes Leben gut oder böse gewesen seyn, ist und bleibt in alle Ewigkeit ein Geist, und kann als solcher nie, weder als Feüerflamme, noch in irgend einer andern Gestalt gesehen werde. Ueberdieß sagt uns ja die heil. Schrift kein Wort davon, daß diejenigen, welchen die Grenzen der Äkker und Wiesen nicht heilig sind, auf die angegebene Weise bestraft werden sollen; vielmehr sehen wir aus der Erzählung vom reichen Manne und armen Lazarus, daß es denjenigen, welche einmahl an dem Orte der Qual

sind, nicht vergönnt sey, auf die Erde zurükzukehren. Wäre ihnen dieß vergönnt, so würde gewiß der reiche Mann selbst zurükgekehrt seyn, und seinen Brüdern Kunde von seinem traurigen Zustande gebracht haben.

Wer nun glaubt, was wir von der Entstehung der feürigen Männer gesagt haben, der wird auch leicht einsehen, daß es thöricht und ungereimt sey, zu behaupten, daß diese Flammen oder Flämmlein den Wanderern nachlaufen, sich ihnen auf die Schultern oder den Rükken setzen, und ihnen die Empfindung verursachen, als trügen sie Centnerlasten. Bloße Feüerflammen sind leblose Wesen, wissen also nichts von irgend einem Wanderer, haben keinen freyen Willen und können sich zu nichts entschließen, und daher nimmermehr bey sich denken: halt! den Wanderer dort will ich verfolgen, und mich ihm auf den Nakken setzen!

„Aber das ist doch gewiß, daß diese Flammen Wanderer oft vom rechten Wege abbringen, sie also irre führen, ja sie sogar oft in Sümpfe, an Hochgerichte oder auf Begräbnißplätze leiten?"

Ja, das ist gewiß! und deßwegen werden sie auch Irrlichter oder Irrwische genannt. Allein die Sache geht so zu: Wenn bisweilen ein Wanderer in eine ihm unbekannte Gegend kommt, und ihn eine finstere Nacht überfällt, so daß er weder Wege noch Stege mehr sieht, und es fällt ihm dann von ferne etwa so ein Irrlicht in die Augen, so hält er es etwa für ein Licht in einem Dorfe, oder für eine Fakkel, von einem Reisen-

den getragen, und geht darauf zu, in der Meinung, daß er dort den rechten Weg finden oder erfragen könne. Da nun aber, wie wir oben bemerkt haben, die Irrlichter sehr häufig in sumpfigen Gegenden und auf Plätzen, wo viele thierische Körper in Verwesung übergegangen sind, entstehen; so ist es sehr natürlich, daß derjenige, der ihnen nachgeht, in Gräben und Sümpfe, unter Hochgerichte oder an andere Furcht und Grauen erregende Plätze geräth. Daß übrigens diese Flämmlein die Betenden verfolgen, von denen aber, die fluchen, sich entfernen, ist eine bloße Sage. Sie folgen bloß dem Luftzuge und bewegen sich also dahin, wohin dieser sie treibt, sind aber durchaus nicht zu fürchten, wenn sie sich etwa gegen einen Wanderer heranbewegen; denn er darf nur stark gegen sie hinhauchen oder blasen, oder mit seinem Hute die Luft gegen sie hintreiben, so entfernen sie sich wieder.

Unter dem wilden Jäger oder der wilden Jagd verstehen die Abergläubischen auch einen Teufelsspuk, indem sie behaupten, der Böse aus der Hölle ziehe bisweilen mit Bedienten und Jagdhunden des Nachts durch die obere Luft, wobey er rufe: ho! ho! oder: hu! hu! und seine Hunde, die feürige Augen haben sollen, ein lautes Gebell verursachen.

An dieser Sache ist zwar etwas Wahres, aber das Wahre ist durch fabelhafte Erdichtungen ganz entstellt. Wahr ist es, daß man bisweilen des Nachts in der obern Luft einen Lärmen und Geräusch hört, und den Ruf: ho! ho! vernimmt,

so daß man fast glauben könnte, als ziehe eine Jagd oben durch die Luft. Auch kommt es dabey dem Beobachter oft vor, als sähe er etwas Feüriges mit dahin schweben. Falsch ist es aber, daß dieses der zu einer Jagd ausgezogene Teüfel mit einem Jagdgefolge sey. Man nimmt hier eine Wirkung wahr, schreibt sie aber, wie es die Abergläubischen zu thun pflegen, einer ganz falschen und bloß erdichteten Ursache zu. Die wahre Ursache dieser Erscheinung sind größere oder kleinere Züge von verschiedenen Arten von Nachteülen, welche sich des Nachts von einem Orte zum andern begeben und dabey die Laute: hoho! oder Uhu! hören lassen. Das Feürige, das man dann in der Luft zu sehen glaubt, sind die Augen dieser Vögel, die des Nachts, eben so wie die Augen der Katzen, glänzen und fast feürig zu seyn scheinen.

Um eüch, meine lieben Leser, ganz vollkommen von der Wahrheit dessen, was ich so eben gesagt habe, zu überzeügen, will ich eüch eine Geschichte erzählen.

Herr M. zu Nördlingen hatte so oft und so ernsthaft von der höllischen Erscheinung der wilden Jagd reden hören, daß er es endlich müde ward, eine so alberne Erzählung länger anzuhören, ohne sie widerlegen zu können. Ich faßte daher den Entschluß — schreibt er — mich und Andere, wo möglich von der wahren Beschaffenheit der Sache zu überzeügen. Mein alter Landmann, ein guter ehrlicher Bauer, gab mir Nachricht von der Zeit, in welcher die wilde

Jagd in seiner Gegend alljährlich anzufangen pflege, und von dem Orte, den ich zu meinen Beobachtungen wählen müsse. Abends nach 10 Uhr verfügte ich mich zu Pferde nach dem mir bezeichneten Berge, den ein Buchenwäldchen beschattete. Der Weg dahin führte mich durch ein niedriges Vorholz.

Nicht lange nach meiner Ankunft an dem Orte und der Stelle hörte ich ein mir unbekanntes Geräusch, das mit dem Rufen der Jäger und dem Kliffen der Hunde viel Ähnlichkeit hatte. Schon jetzt sehr aufmerksam, ward ich es noch weit mehr, da ich den Zug selbst ankommen sah. Je mehr er sich meinem Standorte näherte, desto mehr Erschrekkliches nahm ich wahr. Meine Erwartungen waren auf das Höchste gespannt, als unglükklicher Weise mir mein sonst folgsames Roß allen Gehorsam aufkündigte. Beunruhigt von dem, was um dasselbe her vorging, tummelte es sich so wild mit mir herum, und ging endlich so wüthend durch, daß ich nur auf meine Sicherheit und auf die Beruhigung des Pferdes denken mußte. Meine Beobachtungen waren unterbrochen, und ich kehrte gegen Mitternacht nach Hause zurükk.

Mit Ungeduld erwartete ich den Abend des folgenden Tages. Er kam, und fand mich auf meinen Posten. Dieß Mahl hatte ich mein Pferd in einiger Entfernung angebunden zurükkgelassen. Mich umgab eine feyerliche Stille, die aber bald unterbrochen ward. Fürchterlich kündigten mir die Höllengeister ihre Ankunft an, und je näher sie kamen, desto deütlicher glaubte ich das ver-

schiedene Anschlagen der jagenden Hunde von dem Rufen der Jäger unterscheiden zu können. Jetzt rauschte der Zug schon durch die Zweige daher. Ich erstaunte nicht wenig, als ich allerley abscheüliche Gestalten, umgeben von Feüerflammen, theils hoch oben in der Luft, theils tiefer unten gerade auf mich zustürmen sah. In der That zog ich mich jetzt hinter eine ehrwürdige Eiche zurükk. Das wüthende Heer brausete vorbey; und ich war so glükklich zu bemerken, daß diese wilde Jagd nichts anders als ein Heer von 20 bis 30 großen Vögeln war. Ich folgte dem Zuge so gut ich konnte. Bei dem Anfange eines ausgehauenen Fichtenwaldes kehrte er wieder zurükk. Jetzt machte ich mich fertig darunter zu schießen. So bald er über meinem Haupte dahin schwebte, drükkte ich los, und ich hörte etwas stürzen. Ich suchte nach, und fand eine mächtig große Eüle die zu der Art der großen Ohreüle gehörte. — Jetzt wußte ich genau, was es mit der wilden Jagd für eine Bewandtniß hat; aber die einfältigen Landleute, die ich nun darüber belehren wollte, und denen ich meine geschossene große Ohreule vorzeigte, wollten meinen Worten keinen Glauben beymessen. So schwer hält es, den Aberglauben aus den Köpfen gemeiner Leüte, wenn er sich einmahl darin festgesetzt hat, zu verdrängen!

Nro. III.

Von den Gespenstern.

Von Gespenstern spricht fast alle Welt, und es wird nicht leicht jemand gefunden werden, der nicht wenigstens ein halbes Dutzend grauenerregende Gespenster-Geschichten zu erzählen wüßte. Fragt man aber diese Leüte, was denn eigentlich Gespenster sind, so wissen sie selber nicht recht was sie auf diese Frage antworten sollen. Es sind in einem sichtbaren Körper erscheinende Seelen verstorbener Menschen, sagen die Einen; es sind höllische Geister sagen die Andern; es sind Geister die theils in der Erde, theils in der Luft hausen (Erd- und Luftgeister), und die sich bald sichtbar, bald wieder unsichtbar machen können, sagt eine dritte Parthey.

Wenn wir bedenken,

1) daß die Seelen der Menschen ins Geisterreich gehören, daß ein Geist nie mit menschlichen Augen wahrgenommen werden, und daß er, als ein Geschöpf Gottes, nicht allmächtig sey, sich folglich nicht nach Willkühr plötzlich einen Körper schaffen und wieder ablegen könne;

2) daß Jesus in der Erzählung vom reichen Manne und armen Lazarus zu erkennen gegeben hat, daß die Seelen der Abgeschiedenen aus jener Welt nicht wieder auf diese Erde zurückkehren können;

3) daß Jesus die Werke des Teüfels zerstöret habe, und also höllische Geister ihren Spuk nicht auf Erden treiben können, und daß, wen sie die-

ses thun könnten, solches gewiß auch gegen die Güte und Weisheit Gottes liefe;

4) daß wir von besondern Erd- und Luftgeistern gar nichts wissen, indem uns die heil. Schrift kein Wort davon sagt;

so werden wir bald einsehen, daß der Glaube an Gespenster ein ganz grundloser und thörichter Glaube, ja daß er nichts als eitel Aberglaube sey, dem nur höchst unwissende Menschen, die weder die Lehrsätze der christlichen Religion recht gründlich innen haben, noch einige Kenntnisse von den weisen und wunderbaren Einrichtungen der Natur besitzen, huldigen (zugethan seyn) können.

Daß es aber so viele Menschen gibt, welche Gespenster gehört oder gesehen zu haben, behaupten, das rührt von gar mancherley Umständen her. Denn

Erstlich gibt es Leüte, welchen es vorkommt, als sähen sie da oder dort etwas, wo sie wirklich gar nichts sehen oder hören. Wenn dieses geschieht, so sagt man: die Einbildungskraft — welches eine gar wunderbare Kraft unserer Seele ist — hat ihnen einen Streich gespielt.

Zweytens finden sich Menschen, welche in der That oft etwas sehen oder hören, die aber, weil die Furcht sie abhält, das was sie sehen oder hören, nicht genau ansehen, und nicht sorgfältig untersuchen, die Sachen ganz anders wahrzunehmen glauben, als sie wirklich sind, und dann behaupten, ein Gespenst gesehen oder gehört zu haben, wo ihnen ein ganz natürlicher und gewöhnlicher Gegenstand in die Sinne fiel.

Drittens halten manche Menschen ihre oft sehr lebhaften Träume für wirkliche Gespenster-Erscheinungen.

Viertens geschieht es oft, das muthwillige Menschen andere nekken, oder schlechte Menschen einen bösen Streich ausführen wollen, und da bedienen sie sich denn des fast allgemein verbreiteten Glaubens an Gespenster, um zu ihrem Zwekke zu gelangen. Sie vermummen sich daher, und lassen sich in dieser Vermummung sehen, oder verursachen mancherley Geräusch oder Gepolter auf eine Art, daß man es nicht leicht bemerken kann, woher es rührt.

Von diesen jetzt angegebenen Umständen rühren fast alle, und auch die nun folgenden Erzählungen von Gespenster-Erscheinungen her.

Ein Pfarrer einer kleinen Stadt ging an einem Sonntag Nachmittags mit seiner Frau und einer 16jährigen Tochter auf ein benachbartes Dorf, um eines seiner Beichtkinder, von dem er schon öfters eingeladen worden war, zu besuchen. Der Bauer, dem der Besuch galt, war ein wohlhabender Mann, der es sich angelegen seyn ließ, seine Gäste nach seiner Art gut zu tractiren. Die ganze Gesellschaft war fröhlich und guter Dinge; aber doch nicht ausgelassen. Mäßig wurden Speisen und Getränke genossen, man plauderte von diesem und von jenem, und blieb beysammen bis die Nacht herannahete. Endlich brach der Pfarrer mit den Seinigen auf, und kehrte nach Hause zurükk. Es war eine schöne sternhelle Frühlingsnacht, und die Frösche in den benachbarten Teichen

chen und Gräben machten eine unsern Wanderern nicht unangenehme, Abendmusik. Ehe sie das Städtchen gar erreichen konnten, mußten sie dicht vor dem Gottesakker vorbey. Schon waren sie 30—40 Schritte an der Mauer desselben hingegangen, als der Pfarrer, der seit einigen Minuten schweigend vor den Seinigen hergeschritten war, plötzlich stehen blieb, die Hände über den Kopf zusammen schlug und ausrief: mein Herr und mein Gott! was sehe ich! und dann nieder auf einen kleinen Rasenhaufen sank. Erschrokken traten Frau und Tochter zu ihm, und fragten zu gleicher Zeit: was siehst du denn, lieber Mann, lieber Vater? Zitternd und mit bebender Stimme antwortete er: seht ihrs denn nicht dort? die Todten stehen auf, das jüngste Gericht wird kommen. Wir sehen nichts, sagten Frau und Tochter, gar nichts, als die Grabhügel und die darauf gepflanzten Kreüze, und du wirst dich wohl nur täuschen. Nein! nein! rief der Mann wieder, ich täusche mich wahrhaftig nicht! Sieh, Frau, dort tritt dein Vater hervor! Ja wahrhaftig dort auch deine Mutter! und — o du mein Gott! dort sehe ich auch unser verstorbenes Töchterlein. Während dieses Gespräches war zum großen Troste der nun auch sehr ängstlich gewordenen Frauenzimmer auch ein Bürger des Städtchens herangekommen, welcher ebenfalls versicherte nichts zu sehen. Indessen war der Pfarrer halb ohnmächtig umgesunken. Nun lief seine Tochter gar in das Städtchen und rief einige Männer herbey, die ihren Vater heimtrugen; denn er

war auf einmahl so schwach, daß er nicht gehen konnte. Man brachte ihn zu Bette, und rief den Arzt herbey. Nach den nöthigen eingezogenen Erkundigungen verordnete er die dienlichen Mittel, und nach einigen Tagen war der, durch unvermutheten Schrekken sehr angegriffene Mann, wieder hergestellt. Indessen hatte sich im ganzen Städtchen die Sage wie ein Lauffeüer verbreitet; der Pfarrer habe eine Erscheinung gehabt, er habe seine verstorbenen Schwiegerältern und sein erst kürzlich dahin geschiedenes Töchterlein auf dem Gottesakker gesehen. Und von der Wahrheit dieser Behauptung waren die Leüte eben so sehr überzeügt als von dem Daseyn der Sonne am hellen Mittage. Denn, sagten sie, der Bäkkers Hannes hat es mit seinen Ohren gehört, wie der Pfarrer, am Gottesakker stehend, gesagt hat, daß er die genannten Personen sehe, und der Schneiders Carl und Schusters Michel haben ihn, der vor Schrekken halb todt war, nach Hause getragen, und der Doctor mußte eine ganze Woche über ihn gehen, bis er wieder gesund war.

Dieses hatte nun freylich alles seine gute Richtigkeit, und an der ganzen Erzählung war nichts Erlogenes; indessen war doch auch kein einziger Todter aus seinem Grabe hervorgegangen, und jeder schlummerte damahls so ruhig in seinem stillen Kämmerlein, wie vor- und nachher.

Was hat denn nun aber der Pfarrer gesehen? Nichts, gar nichts hat er mit den Augen seines Leibes von erstandenen Todten gesehen, so wenig als seine Frau und Tochter; sondern seine Ein-

bildungskraft hat ihm, wie der geschikkte Arzt die Sache ganz richtig erklärte, einen Streich gespielt. Der Mann hatte nämlich am Vormittag vom jüngsten Gerichte gepredigt, und hatte sich dabey den Auftritt von der Auferstehung der Todten sehr lebhaft vorgestellt. In der stillen Nacht ging er, in ernstes Nachdenken versenkt, am Gottesakker vorbey, und dachte, wie er nachher dem Arzt selber sagte, sehr lebhaft an seine dort schlummernden Lieben und an den Tag der Aufstehung, wo er sie wieder zu sehen hoffte. Unter diesen Umständen war es denn gar kein Wunder, und es ging ganz natürlich zu, wenn es ihm vorkam, als öffneten sich die Gräber, als werde der ganze Gottesakker lebendig, und als sähe er unter den Auferstandenen seine abgeschiedenen Geliebten.

So ist es schon vielen gegangen, die des Nachts von Gesellschaften, wo viele Gespenstergeschichten erzählt wurden, nach Hause gegangen sind; sie glaubten alle die graülichen Gestalten außer sich zu sehen, die nur in ihrem Kopfe vorhanden waren, die sie sich durch Hilfe ihrer Einbildungskraft nur lebhaft dachten.

Ein Nagelschmids-Geselle zu Weissenstadt, der bey seinem eigenen Vater arbeitete, ging einst bey schon anbrechender Nacht auf den nur ¼ Stunde davon entfernten Eisenhammer, um ½ Centner Eisenstangen zu Nägeln zu hohlen. Als er zurükkehrte, war es bereits dunkle Nacht, und sein Weg führte ihn vor den Kohlenhütten verschiedener Nagelschmide vorbey. Als er an diese Hüt-

ten, welches kleine breterne und von Kohlenstaub ganz geschwärzte Gebäude sind, kam, sahe er an einer derselben etwas stehen, das er sogleich für ein Gespenst erkannte. Er erschrak so sehr über diesen Anblikk, daß er fast zur Erde gesunken wäre. Blaß wie eine Leiche, und zitternd wie Espenlaub kam er zu Hause an. Seine Aeltern bemerkten sogleich, daß ihm etwas fehle. Um Gotteswillen! rief die Mutter, Niklas, was ist dir begegnet? Mit bebenden Lippen erzählte Niklas: Als ich da draußen vor den Kohlenhütten vorbey ging, erblikkte ich ein fürchterliches Gespenst. Es war weiß, wie Schnee, hatte aber einen kohlschwarzen Kopf, auf demselben fürchterliche Hörner, und mächtig lange Arme, die es nach mir ausstrekkte; auch kam mirs vor, als habe es nur ein einziges Bein, an demselben aber einen fürchterlich großen Fuß.

Hier fing der Vater, der ein sehr verständiger Mann war, an zu lächeln, und sagte: was gilts, Niklas, du hast eine Feldscheüche *) für ein Gespenst angesehen! Ach nein! sagte

*) Zu der Zeit als die Fürsten das Wild noch sehr stark hegten, mußten die armen Bauern, um ihre Felder vor den Verwüstungen desselben zu schützen, alle Nächte auf denselben wachen. Wer dieß nicht thun wollte oder konnte, machte von einigen Pfählen und Stroh eine Figur, welche einige Aehnlichkeit mit einem, mit ausgebreiteten Armen dastehenden, Menschen hatte, zog ihr ein altes Hemd an ꝛc. und stellte sie auf sein Feld. Dieß nannte man eine Feldscheüche weil sie das Wild verscheüchen sollte.

Niklas, ich habe ja deütlich gesehen, wie es die Arme nach mir ausstrekkte, und auf mich los gehen wollte. Und wie sollte denn auch eine Feldscheüche an die Kohlenhütten kommen? Dort braucht man ja keine solchen Dinger. Wie eine Feldscheüche an die Kohlenhütten hat kommen können, fuhr der Vater fort, will ich dir wohl sagen. Ich wollte als du fort warst, die Feldscheüche, die du mir gestern hast machen helfen, auf unsern Krautakker tragen. Als ich damit an die Kohlenhütten kam, sah ich den alten Bachschmid, der einen Korb Kohlen heimhohlen wollte, neben seinem Schubkarren wie todt liegen. Ich erschrak, lehnte meine Feldscheüche an eine Hütte, legte den alten Mann, den der Schlag gerührt hatte, auf seinen Schubkarren, und fuhr ihn nach Hause. Dort gab es, als ich ankam, natürlich Lärm, man schikkte nach dem Bader, und ich verweilte mich bey dieser Gelegenheit so lange, daß es mir zu spät wurde, die Feldscheüche gar auf den Akker zu tragen. Und gewiß hast du weiter nichts als diese Feldscheüche gesehen. Nun meinte Niklas selbst, daß dem wohl so seyn könnte, und daß nur seine Furcht ihm das Ding graülicher dargestellt habe, als es an sich war. Damit aber das Ding, sagte der Vater, nicht noch mehr Leüte in Schrekken und Angst versetze, so will ich es wieder herein hohlen. Komm und begleite mich. Niklas that dieß. Als sie in die Gegend der Kohlenhütten kamen, sagte der Vater: nicht wahr, jenes weisse Ding dort hast du gesehen? Niklas bejahete. Nun richtig, sagte der Vater, das ist

die Feldscheüche, die ich vorhin hingelehnt habe, und mit diesen Worten ging er darauf zu, pakkte sie an, und trug sie nach Hause. Unterdessen hatten aber schon mehrere Leüte das weisse Ding von ferne an den Kohlenhütten stehen sehen, und sich sogleich daraus und aus dem Zufall, der dem alten Bachschmid begegnet war, eine Geschichte zusammengesetzt. Als der alte Bachschmid, hieß es, in die Kohlenhütte trat, kam ihm ein fürchterliches Gespenst daraus entgegen. Darüber entsetzte sich der alte Mann, der vorher nie an Gespenster hat glauben wollen, so sehr, daß ihn der Schlag rührte. Auch blieben die Leute von nun an dabey, es sey in der Gegend jener Kohlenhütten nicht geheüer, ob gleich Niklas und sein Vater die wahre Veranlassung zu dieser Gespenstergeschichte bekannt machten. So sind aber die Menschen, die einmahl an Gespenster-Erscheinungen glauben! Sie wollen sich diesen ihren Glauben nicht nehmen lassen, auch wenn man ihnen noch so handgreiflich zeigt, daß sie sich darin irren.

In dem Dorfe E. gingen einst zwey Mägde des Nachts von der Rokkenstube nach Hause. Ihr Weg führte sie an dem Gottesakker, der mitten im Dorfe lag, vorbey. Sie hörten in demselben ein dumpfes Pochen sehr deütlich. Ihr erster Gedanke war: das können wohl Gespenster seyn, und sie verdoppelten ihre Schritte um so mehr, da sie schon oft gehört hatten, daß es auf dem Gottesakker nicht richtig (geheüer) sey. Sie erzählten zu Hause, was sie bemerkt hatten, und der eine Bauer mit seinem Sohne wagte es, dem

Gottesakker sich zu nahen. Sie horchten, als sie in seiner Nähe waren, und siehe! sie hörten nicht nur auch das Pochen, sondern glaubten sogar ein langes Stöhnen und Seüfzen zu vernehmen. Nun war ihrer Meinung nach nichts gewisser, als das Gespenster sich hören ließen, die vielleicht einen merkwürdigen Todesfall anzeigten. Am andern Morgen frühe lief die Erzählung von dieser Begebenheit wie ein Lauffeüer durchs ganze Dorf, und jedermann war überzeügt, es sey dieß wirklich ein Gespensterspuk gewesen. Indessen beruhete diese Ueberzeügung doch nur auf der Aussage einiger Personen, die ein Ereigniß, das, wie die Folge zeigen wird, von einer ganz natürlichen Ursache herrührte, in ihrer Furcht und bei ihrem Aberglauben nicht gehörig untersucht hatten. Man erfuhr nämlich auch auf der nahen Papiermühle, deren Besitzer am vorigen Tage beerdigt worden war, was man im Dorfe von dem Gespensterspuk erzählte. Die Familie des beerdigten Papiermüllers wurde dadurch aufmerksam gemacht, und ließ sein Grab schnell öffnen. Welch ein schrekklicher Anblikk bot sich den Augen der Söhne dar, als man den Dekkel vom Sarge wegnahm! da lag ihr geliebter Vater mit allen Zügen eines qualvollen Todes im Gesichte in seinem Blute. Er hatte sich die Nägel weggekratzet, und die Adern, vermuthlich um seinen Tod zu beschleünigen, aufgebissen. — Der Mann war also nur im Scheintode gelegen, und ist im Grabe wieder zu sich gekommen. Schnelle Hilfe hätte ihn wahrscheinlich gerettet.

Diese Geschichte präget eüch besonders tief ein, meine Lieben, und wenn ihr ja in eürem Leben ein Pochen auf einem Gottesakker, besonders, wenn man kurz vorher jemanden begraben hat, hören solltet, so denkt ja nicht an Gespensterspuk, sondern eilet, was ihr könnet, um das neüe Grab zu öffnen oder öffnen zu lassen! denn es gilt dann die Rettung eines Menschen vom qualvollsten Tode.

Aber auch die Regel macht eüch bey dieser Gelegenheit, keinen aus eürer Familie Gestorbenen eher begraben zu lassen, bis die Spuren der anfangenden Verwesung eingetreten sind; denn nur diese allein sind die sichersten Kennzeichen des wirklichen Todes, und ohne diese Vorsicht kann mancher Mensch lebendig begraben werden. Wahrscheinlich war dieses im gedachten Dorfe E. vorher schon mehrmahls geschehen, und wenn sich denn diese Unglükklichen im Grabe gerührt haben, so hat der Aberglaube dieses für Gespensterspuk gehalten, und es mag davon die Sage entstanden seyn, daß es auf dem Gottesakker nicht richtig sey.

In einem Westpreußischen Städtchen lebte vor mehrern Jahren eine alte Frau katholischer Religion, die anfänglich aus Frömmigkeit, nachher aber wohl aus bloßer Gewohnheit, an jedem Tage, es mochte ein Sonn- oder Werktag seyn, die Frühmesse besuchte.

Da diese im Winter zu einer Zeit ihren Anfang nahm, um welche es noch finster zu seyn pflegt; so ging sie gewöhnlich mit einer Laterne

zur Kirche. Eines Morgens im Winter wachte sie auf, hörte das gewöhnliche Meßglökklein läüten, zog sich an, und ging, mit ihrem Laternchen versehen, ihren gewöhnlichen Gang zur St. Marienkirche. Schon von außen sah sie dieselbe wie gewöhnlich erleüchtet, indessen fand sie doch beym Eintritt in dieses Gotteshaus noch alle Bänke und Stühle leer; auch kam ihr das Licht in der Kirche nur wie eine Dämmerung vor, und sie konnte gar nicht gewahr werden, wo es eigentlich herkäme, denn auf den Arm- und Kronleüchtern umher stekkten nur unangezündete Lichter.

Sie sahe nach der Tafel, auf der sonst die Nummern der Lieder angeschrieben waren, um zu sehen, welche heüte gesungen werden sollten, fand aber auf derselben mancherley Züge, die ihr unbekannt waren, und mit glänzendem Firniß geschrieben zu seyn schienen. Plötzlich hörte sie in den Kreüzgängen umher ein dumpfes Geräusch — sie sah auf, und erblikkte durch die große Halle, die in den hintersten Kreüzgang und zu einem verschlossenen Kirchhofe führte, eine Menge weisser Gestalten. Sie wollte eben aufspringen, um davon zu laufen, als sie sich schnell von diesen räthselhaften Personen umgeben sah. Sie waren theils männlichen, theils weiblichen Geschlechts, Greise, alte Mütterchen, Jünglinge und junge Mädchen; alle todtenblaß, alle mit eingefallenen Gesichtern. Einige waren bloß in weiße Lakken gehüllt, andere ausgeschmükkt wie Leichen; die mehrsten aber trugen eine Kleidung, wie sie in dem Städtchen vor 50 oder 100 Jahren Mode

gewesen seyn mochte. Alle diese Menschengestalten setzten sich auf die ledigen Bänke und Stühle der Kirche, zogen Gesangbücher aus den Taschen, sahen nach den Liedertafeln, und schienen das dort angezeigte Lied in ihren Büchern aufzuschlagen. Auch auf die Bank, auf der unsere fromme Frau saß, hatten sich einige von den Ankommenden gesetzt, und diese erkannte sie für gewisse, zum Theil schon längst verstorbene Personen, die vor Zeiten ihren Kirchsitz hier gehabt hatten.

Das arme geängstigte Mütterchen versuchte indessen noch Ein Mahl fortzugehen, wurde aber doch von den drohenden Blikken der Gestalten veranlaßt, da zu bleiben. Auf Ein Mahl fingen die Lippen der versammelten Gemeine an, sich zu bewegen; aber die Töne, die sie hervorbrachten, waren nicht sowohl ein Gesang, als ein dumpfes Rauschen, oft mit einem schwachen Heülen, oft mit einem Röcheln, das dem Röcheln eines Sterbenden nicht unähnlich war, untermischt.

Endlich trat eine Gestalt, die sehr viel Aehnlichkeit mit einem der verstorbenen Prediger dieser Kirche hatte, auf die Kanzel. Alles wurde stille, die Gestalt auf der Kanzel bewegte die Augen, die Lippen, die Arme, aber sie gab keinen Ton von sich. Nach einer halben Viertelstunde verschwand diese, und die andern Gestalten erhoben sich plötzlich von ihren Stühlen, und schwebten, wie vom Winde getragen, in die dumpfen Gewölbe des Kreüzganges zurükk.

Auch das Mütterchen schwankte nun, von Angst und Entsetzen kraftlos, zur Kirche hinaus.

Es war noch tiefe Nacht, und die Glokke schlug eins! Schaudervoll tönte dieser mitternächtliche Glokkenschlag den Ohren der Erschrokkenen, denn nun erst merkte sie, daß sie in Absicht der Zeit geirrt habe, und anstatt des Morgens um 6 Uhr, vielmehr in der Gespensterstunde, wo niemahls Gottesdienst gehalten wurde, zur Kirche gegangen war. Die fromme Frau sprach unter Weges in der Angst ihres Herzens noch manches Gebetlein wider Teüfel und Gespenster; legte sich dann, ganz entkräftet, zu Bette, und schlief vor großer Entkräftung bis an den hellen Tag. — Jetzt erst, da sie erwachte, und das räthselhafte Ereigniß der Nacht recht überdachte, jetzt erkannte sie ganz das Schrekkliche ihres bestandenen Abenteüers. Sie fastete, sang und betete den ganzen Tag, sagte aber keinem Menschen ein Wort von allem, was sie gesehen und gehört hatte.

In der folgenden Nacht erwachte sie wieder, hörte wieder das Glökklein läuten, sah zum Fenster hinaus, ob es wohl schon die Zeit der Frühmesse seyn möchte, und ging, ob es ihr gleich noch nicht so schien, durch einen unwiderstehlichen Trieb gezwungen, wiederum zur Kirche. — Es begegnete ihr daselbst abermahls alles, was ihr die vorige Nacht begegnet war. Sie kam indeß auch jetzt glükklich nach Hause zurükk, legte sich wieder zu Bette und erwachte am nächsten Morgen, jedoch in einer weit größern Entkräftung. Sie mußte vor Schwäche im Bette bleiben, und fühlte eine beständige Angst — doch machte sie

auch jetzt noch nicht ihre grausenhaften Begebenheiten der vorigen Nächte bekannt.

Auch in der dritten Nacht begegnete ihr — kleine Veränderungen ausgenommen — alles, was ihr jetzt schon zwey Mahl hinter einander begegnet war, und am folgenden Morgen war ihre Entkräftung so stark, daß man ihren Tod befürchten mußte.

Arzt und Beichtvater wurden gerufen, und die Kranke erzählte nun beyden ihre schrekkliche Geschichte. Der Beichtvater erklärte sogleich das Ganze für einen Gespensterspuk bey dem wohl gar der Teüfel mit im Spiele seyn könnte, um die fromme glaubige Seele zu ängstigen und zu quälen, und schlug das heil. Abendmahl, als das einzige Mittel wider diese Anfälle des alten Bösewichts vor. — Natürlich verbreitete sich jetzt die Nachricht von dieser Begebenheit sehr schnell im Städtchen, und jedermann war überzeügt, daß sie buchstäblich wahr sey. Schon blieb man vor der Marienkirche stehen und gaffte sie an, gleichsam als wollte man die Erscheinungen, von denen das alte Mütterchen sprach, auch sehen.

Indessen dachte der Arzt, der ein sehr aufgeklärter Mann war, und weder an Gespenster- noch an Teüfels-Erscheinungen glaubte, der Sache reiflich nach, und kam endlich auf einen Gedanken, wodurch er alles natürlich erklären zu können glaubte, und dieß um so mehr, da er auf sein Nachfragen vom Küster der Marienkirche erfuhr, daß dieß Gotteshaus um Mitternacht nie aufgeschlossen und auch in den letzten 3 Tagen des Morgens wohl ver-

schlossen von ihm gefunden worden sey. Doch wollte er seiner Sache ganz gewiß seyn, um auch Andere davon zu überzeügen. Er verabredete sich deßhalb mit dem Beichtvater, daß sie die nächste Nacht bey der Kranken mit einander wachen wollten. Dieser aber sagten sie, es geschähe dieß deßwegen, um sie, wenn sie etwa wieder aufstehen wollte, um in die Kirche zu gehen, von diesem Gange abzuhalten. — Die Frau schlief ein, und die Wächter beobachteten sie während ihres Schlafes sehr genau. Um Mitternacht bemerkten sie, daß sie sich sehr unruhig im Bette hin und her warf, und daß ihr ein starker Schweiß auf die Stirn trat.

Am Morgen erwachte sie, und kaum schlug sie die Augen auf, so fing sie an, laut zu weinen, und schalt auf ihre Wächter, daß sie — gegen ihr Versprechen, sie doch wieder in die Kirche hätten gehen lassen, wo ihr alle schon bekannten Gespenster wieder erschienen wären. — Nun lag das Wunder, woran weder Gespenster, noch der Teüfel Theil hatten, klar und aufgedekkt vor Augen. —

Schwere Traüme, von dikkem Blute, schwachen Nerven und lebhafter Einbildungskraft erzeügt — Träume, aber nicht eine ganze Kirche voll Gespenster, hatten die arme Kranke gequält. — Der Frau wurde durch Aderlaß, Blutreinigung und stärkende Arzneyen noch auf ein halbes Jahr das Leben erhalten, dann aber starb sie plötzlich in der Nacht — vielleicht an der Angst eines ähnlichen Traumes.

So deütlich und gewiß übrigens die ganze Sache durch den Arzt aufgeklärt worden war; so blieb doch der große Haufe des Städtchens bey der Behauptung, die Verstorbene habe mehrmahls Gespenster-Erscheinungen gehabt.

In einem Hause in Annaberg (im Erzgebirge), welches ein Geistlicher, Namens Zobel, bewohnte, ließ sich ein Gespenst sehen, welches bald in der Gestalt eines alten Weibes, bald in der Gestalt eines zottigen Hundes die Hausbewohner beunruhigte, indem es ihnen nachlief, oder mit Steinen nach ihnen warf, oder mit Ketten rasselte, oder auf dem Boden ein starkes Gepolter verursachte. Der Stadtrath ließ das Haus bey Tag und bey Nacht bewachen, und veranstaltete dabey, daß es immer genau durchsucht wurde, wobey man aber nie etwas entdekkte. Daher hielt der Besitzer des Hauses täglich einige Mahl Betstunden, und man that in der Kirche Fürbitten, daß die Spukereyen aufhören, und weder dem Hause, noch der Stadt Unglükk bringen möchten. Endlich wurde Anton Friedel bey einer Dieberey ergriffen und gefangen eingebracht. Dieser gestand nun gleich beym 3ten Verhöre, wider alles Vermuthen, daß er es gewesen sey, der in dem Zobelschen Hause den Lärm getrieben habe. Auf die Frage: ob er sich der Hilfe des Satans bedienet? antwortete er, daß er davon nichts wisse; und auf die Frage: wie er sich in ein altes Weib oder einen Hund habe verwandeln können? gestand er, daß er zu Hause eine zottige Dekke habe, die so zu-

gerichtet sey, daß, wenn er sie anziehe, zwischen ihm und einem natürlichen Hunde kein Unterschied sey. Er könne auch wie ein Hund laufen und bellen. Durch eben diese Dekke, sagte er, könne er sich die Gestalt eines alten Weibes geben, und er wollte alles dieses gleich vor den Augen der Obrigkeit machen, wenn man es erlaube.

In der Gestalt eines Hundes habe er sich in die Häuser geschlichen und darin verkrochen, um des Nachts zu stehlen. Seine kleine und schlanke Leibesgestalt sey ihm bey allem dem sehr zu statten gekommen. — Friedel wurde, wegen seiner vielen Diebereyen, mit dem Strange vom Leben zum Tode gebracht. — Nun da alles entdekkt, der Thäter, nach abgelegtem, freywilligen Geständnisse, bestraft war, hätte man glauben sollen, der Pöbel würde wenigstens diese Geschichte für keinen Gespensterspuk, oder für ein Teüfelswerk halten; aber nein! Man fuhr vielmehr fort zu behaupten, daß doch der Satan dabey sein Spiel gehabt habe! So war es also auch hier nicht möglich, die Abergläubischen eines Bessern zu belehren, und man konnte von diesen Menschen behaupten: Sie haben Augen und sehen nicht; sie haben Ohren, und hören nicht!

Eine besondere Art von Gespenst soll nach der Meinung der Abergläubischen, der sogenannte Kobold seyn. Dieß sey — sagt man — ein kleines Männlein, welches sich, wie alle Gespenster, nach Belieben mancherley Gestalten geben, sich sichtbar und unsichtbar machen könne, und sich in gewissen Häusern, oder bey gewissen Fa-

milien aufhalte, und allerley Dienste und Arbeiten, wenn man es darum bitte, verrichte. Mache man aber, — sagt man ferner — den kleinen Patron böse dann lache und pfeife er einen aus, werfe mit Sand oder Steinen nach einem, oder nekke einen sonst auf irgend eine Weise nach Herzenslust. Manche machen aber einen Unterschied zwischen den Koboldden, und sagen, es gebe deren von guter und von böser Natur. Die der erstern Art seyen nicht nur nie zu fürchten, sondern es sey sogar ein Glükk, einen solchen zu haben, weil er einem sehr nützlich werden könne; die der letztern Art seyen aber schlimme Gäste für ein Haus oder eine Familie, indem sie ihre boshafte Freüde daran haben, Andere zu nekken und zu quälen, und nur durch mächtige Geisterbanner soll man ihrer los werden können.

So wenig aber es überhaupt Gespenster gibt, so wenig gibt es auch Kobolde, und alles, was man von diesen seynsollenden Wesen erzählt, hat theils der Neid, verbunden mit Dummheit und Aberglauben, theils die Bosheit ausgedacht, theils List und Betrug veranlasset.

Ein Schmid kam, weil er arbeitsam und sparsam war, und eine fleißige Frau und fleißige Kinder hatte, in seinem Hauswesen immer vorwärts und wurde wohlhabend; da sagten seine neidischen- und dummen und abergläubischen Nachbarn, der Kobold helfe ihm arbeiten ohne Feüer. — Sonderbar genug! Konnte ihm der Kobold ohne Feüer arbeiten helfen, so hätte er ihm ja auch ohne Feüer seine Speisen kochen, und seine Stuben

ben warm machen und ihm dadurch Holz erspa=ren können, was aber niemanden einfiel, zu behaupten.

Ein Mann wollte sein Haus verkaufen, sein Nachbar hätte es gern wohlfeil gehabt; da sprengte dieser aus Bosheit und Eigennutz aus, das Haus habe einen sehr bösartigen Kobold, der keinen, welcher darin wohne, in Ruhe lasse, und schrekkte dadurch andere Leüte ab, es zu kaufen.

In dem Hause eines vornehmen Mannes arbeitete ein Taglöhner schon mehrere Jahre, und bezeigte sich immer als einen ehrlichen Mann. Einst in einem sehr harten Winter fehlte es ihm an Holz; es fiel ihm ein, dergleichen in dem Hause, wo er arbeitete, zu stehlen, und um seinen Zweck zu erreichen, bediente er sich des folgenden Mittels. Er stekkte eine Menge kleiner Steine und Sand zu sich, und warf damit auf eine unmerkliche Weise jeden, der über den Hof oder den Gang ging, und machte dann die Geworfenen glauben, dieß thue ein Kobold, welchen er schon mehrmahls gesehen zu haben, vorgab. Dadurch bewirkte er, daß in der Dämmerung oder noch später sich nicht leicht jemand vom Hause in den Hof zu gehen getrauete, und er also unbemerkt Holz stehlen konnte. — List und Betrug also veranlaßten hier eine Erzählung von den Spukereyen eines Kobolds.

Höchst ungereimt und lächerlich ist die Erzählung, wie einmahl ein Mann ganz gegen seinen Willen zu einem bösartigen Kobold gekommen seyn soll. Er habe, sagt man, Flachs ge=

kauft; unter diesem Flachse befand sich ein kleines Schächtelein, und als der Mann das Schächtelein öffnete, da summsete ihm eine große Fliege daraus entgegen, und dieses sey der Kobold gewesen. Eines Tages habe er das Schächtelein hin auf den Tisch gestellt und gerufen: Hänschen, geh in dein Bettlein! Hänschen, geh in dein Bettlein! Da sey denn der Kobold wieder in der Gestalt einer Fliege gekommen, und habe sich in das Schächtelein gesetzt. Schnell habe er den Dekkel darauf gethan, und so den Kobold wieder eingefangen. Nun habe er draußen eine Hütte von Stroh gebaut, das Schächtelein mit der Fliege hinein gesetzt, den Eingang und alle Ritzen fest verstopfet, die Hütte an den 4 Ekken angezündet, und sey gleich darauf schnell davon geritten. Allein als er sich umsahe, sey der Kobold hinter ihm auf dem Pferde gesessen, und so wieder mit zurükk ins Haus gekommen, wo er nicht aufgehört habe, den Mann und seine Frau zu plagen, bis ein Geisterbanner ihn fortgetragen habe.

Was die Bergleüte von Koboldeu, die sich in den Bergwerken aufhalten sollen, und deßwegen auch Berggeister genannt werden, erzählen, sind ebenfalls nichts als Erdichtungen, die ihren Ursprung in den Köpfen unwissender und abergläubischer Leüte dieses Standes nahmen, sich von Aeltern auf die Kinder forterben, und oft durch mancherley zufällige, und ganz natürliche Umstände Glaubwürdigkeit bey denen erhalten, die in solchen Stükken sehr leichtgläubig sind.

Im Herbste des Jahres 1797 befanden sich bey Suhl (im Hennebergischen) verschiedene Köhler in einer Gegend, wo ein verfallenes Bergwerk war, um Kohlen für einen Hammermeister zu brennen. Als diese Leüte eines Tages vor ihrer Hütte beysammen saßen, um ihr Abendbrot zu verzehren, hörten sie im Gebüsche, welches die eingefallenen Schachte umgab, etwas klingeln. Erschrokken sahen sie einander an, weil sie wußten, daß da, woher das Geklingel kam, weder Menschen noch Thiere je etwas zu schaffen haben konnten. Nach einer Weile verstummte das Geklingel, ließ sich aber bald darauf von neüem hören, und dauerte so abwechselnd fast die ganze Nacht fort. Die Köhler waren nun überzeügt, daß nichts anders als ein Berggeist dieses Geklingel verursache, und geriethen deßhalb in keine kleine Furcht. Am andern Morgen früh ging einer zum Hammermeister, und kündigte ihm an, daß weder er, noch seine Kameraden länger bey den Meilern bleiben könnten, weil sich in der Nähe ein Berggeist hören lasse. Der Hammermeister, der ein gut unterrichteter und sehr aufgeklärter Mann war, und also alle Erzählungen von Berggeistern für Possen hielt, suchte den Köhler zu beruhigen und zu bereden, mit seinen Kameraden doch bey der Arbeit zu bleiben. Wir wollen sehen sagte der Mann, und ging brummend fort. Indessen hatte sich das Gerüchte von dem klingelnden Berggeiste im Städtchen verbreitet, und viele Einwohner liefen hinaus, um denselben zu hören. Sie waren nicht vergeblich hin-

ausgegangen, denn sie hörten das sich von Zeit zu Zeit wiederhohlende Geklingel ganz deütlich, und waren überzeügt, daß es aus einem der alten verfallenen Schachten komme. Nun hieß es im ganzen Städtchen: wer nicht an die Wirklichkeit der Berggeister glauben will, der gehe nur hinaus zu den Meilern, da wird ihm der Glaube schon in die Hände kommen. Am folgenden Morgen kam einer der Köhler wieder zum Hammermeister, und erklärte ohne weitere Umstände, daß sie nun unmöglich länger bey der Arbeit bleiben könnten, weil ihnen der Berggeist nun schon zwey Nächte hinter einander keine Ruhe gelassen hätte. Jezt hielt es der Hammermeister doch der Mühe werth, die Sache genauer zu untersuchen, und er ging deßhalb mit dem Köhler hinaus zu seinen Meilern. Er war noch nicht lange da, so hörte er das Geklingel. Das Geklingel, dachte er bey sich selbst, ist eine Wirkung, jede Wirkung muß aber eine Ursache haben, folglich auch das Geklingel, das ich hier höre. Es kommt nun nur darauf an, daß ich diese Ursache entdekke. Er ging daher dem Geklingel nach, und kam endlich an einen alten, dicht mit Gebüsch umwachsenen, Schacht, aus dessen Tiefe herauf man deütlich den Klang eines Glökkleins wahr nahm. Er rief nun seine Köhler herbey, und versprach dem, der sich an einem Seile wollte hinab in die Tiefe lassen, einen Dukaten. Es fand sich einer, der für diesen Preis das Wagstükk übernehmen wollte, und sogleich wurde nach einem tüchtigen Seile und nach Strikken

geschikkt. Sobald diese herbeygeschaft waren, wurde das Seil dem Wagehals um den Leib gemacht, und die schauerliche Reise wurde angetreten. Noch war aber der Mensch nicht gar tief hinabgelassen, so schrie er schon gottesjämmerlich, und bat, daß man ihn zurükkziehen möge. Dieß geschah. Auf die Frage, warum er denn die Fahrt nicht habe fortsetzen wollen, antwortete er, daß er unten den leibhaften Teüfel mit einem fürchterlichen Schwanze, einem Pferdefuß und gräßlichen Hörnern gesehen habe, und daß ihn ein ganzer Sakk voll Geld nicht mehr dahin bringen würde, noch einmahl da hinabzufahren. Durch diese Aussage wurde der Hammermeister, der nur gar zu gut wußte, daß der von dem Köhler unten erblikkte Gegenstand der Teüfel nicht seyn könne, nur desto begieriger, der Sache auf den Grund zu kommen, und er entschloß sich, nun selbst die Fahrt in die schauerliche Tiefe, aus der sich immer noch das Glökklein hören ließ, zu machen, da keiner seiner Arbeiter mehr sich dazu verstehen wollte. Als er unten war, rief er, daß man ihm noch einige Strikke zuwerfen sollte, er wolle den Berggeist damit binden. Man befolgte seinen Befehl, und bald darauf ließ er sich wieder in die Höhe ziehen. Er hielt, als er oben war, das eine Ende der ihm zugeworfenen und von ihm an einander geknüpften Strikke in der Hand, und befahl seinen Leüten, daß sie nur daran ziehen sollten. Man zog und zog, und siehe da! es kam endlich herauf — ein tüchtiger Schafbokk mit ziem-

lich großen Hörnern und einem Glökklein am Halse. Die Köhler und mehrere andere Personen, die die Neügierde herbey gelokkt hatte, standen nun verwundert da, und sagten: das hätten wir nicht gedacht! — Es fand sich nun, daß vor einigen Tagen ein Schäfer in der Nähe gehütet habe, und man konnte leicht vermuthen, daß der Schafbokk etwa vom Schäferhunde gejagt, in das Gebüsch gelaufen, und in den alten Schacht hinabgestürzet sey.

Wäre nun der Hammermeister nicht ein so verständiger, und vom allen Aberglauben freyer, Mann gewesen; so würde die Sache ununtersucht geblieben, der Schaffbokk nach einigen Tagen vor Hunger gestorben seyn, die Sage aber vom Berggeiste neüe Glaubwürdigkeit erhalten haben. Denn viele Zeügen würden aufgetreten seyn und gesagt haben: wir haben ihn ja gehört.

Nro. IV.

Von den Wassernixen (Wassernikkerten).

Unter den Wassernixen oder Wassernikkerten denkt sich der Abergläubische und Leichtglaübige kleine, menschenähnliche Wesen, die beynahe so dikk als lang seyn, einen ungeheüer dikken Kopf, rothe Haare, rothe Augen und unter der Zunge eine Kröte haben, übrigens vernünftige Geschöpfe seyn, in Familien, wie die Menschen, beysammen leben, aber ihren Auf-

enthalt im Wasser haben und daselbst ordentliche Haushaltungen führen sollen.

Wer sieht dieser Beschreibung nicht sogleich das Thörichte und Abgeschmakkte an? Läßt sich wohl glauben, daß Gott so häßliche Geschöpfe sollte geschaffen, und sie mit Vernunft begabt haben, wodurch sie in den Stand gesetzt wären, über sich und ihren Zustand nachzudenken, welches Nachdenken sie dahin bringen müßte, daß sie sich selbst verabscheüeten? Auch finden wir in der ganzen Schöpfungsgeschichte nicht ein einziges Wort, das uns nur auf die Vermuthung bringen könnte, Gott habe dergleichen Geschöpfe mit hervorgebracht. Und wie wäre es möglich, daß solche Geschöpfe familienweise im Wasser lebten, und daselbst eine ordentliche Haushaltung, wie die Menschen, führten, ohne daß man jemahls etwas davon wahrnähme? denn so viel man auch von diesen menschenähnlichen Wesen erzählt, so kann doch nicht ein Einziger von den vielen Tausenden, die täglich an und auf Flüssen, Seen und Meeren sich beschäftigen, auftreten und sagen: ich habe eine Nixe (eine Nikkert) gesehen oder gar gesprochen. — Nirgends, als in den Köpfen der Einfältigen und Abergläubischen, die sich die dummsten Mährchen als Erzählungen wahrer Begebenheiten aufbinden lassen, sind dergleichen Wesen vorhanden.

Was man eüch daher, meine lieben kleinen Leser, von den Wassernixen, von Manchen auch Undinen genannt, erzählen mag, oder was ihr davon in Büchern lesen möget, glaubet es nicht;

es sind nichts als Mährchen, die oft bloß zum Zeitvertreib für Andere ausgedacht, oft freylich auch vom Aberglauben zur Erklärung mancher Vorfälle im menschlichen Leben, deren natürliche Entstehungsart nicht gleich in die Augen fällt, erfunden sind. Von der letztern Art ist folgende Erzählung:

In eine Stadt kam eine Nikkertsfrau öffentlich, um einzukaufen, und man erkannte sie an dem Saume ihres Kleides, der immer naß war. Einem Fleischer pflegte sie das Fleisch allzu sehr zu durchmustern und zu berühren; das gefiel ihm länger nicht, und er hakkte ihr einst, da sie gerade wieder dicht an das Fleisch wies, den Zeigefinger weg. „Warte Hundsfott," sagte sie, „das will ich dir gedenken, ging fort und kam nicht wieder. Kurz darauf hohlte der Fleischer ein Kalb von einem Dorfe; es hatte geregnet, und in einem kleinen Grüblein sich Wasser gesammelt. Der Fleischer fällt, fällt mit dem Munde gerade in die kleine Pfütze und ersäuft. Als das die Leüte erfuhren, sagte sie, das habe die beleidigte Nixe gethan. — An dieser Geschichte mag etwas Wahres seyn, und die Sache verhielt sich vielleicht also: Der Metzger oder Fleischer, der das Kalb nach Hause trieb, war vielleicht betrunken, und fiel mit dem Gesichte gerade in eine kleine Pfütze. Da er in seiner Trunkenheit wie betäubt da lag, und sich nicht helfen konnte, so mochte er in dem Wässerchen, so seicht es auch war, erstikkt seyn. Sich diesen Vorfall so natürlich zu erklären, fiel den Leü-

ken, die davon hörten, nicht ein; sondern sie nahmen, weil der Mann mit dem Gesichte gerade in einem Wässerchen lag, und sie meinten, natürlicher Weise hätte er darin nicht ersaufen können, ihre Zuflucht zur Nixe, und erdichteten die erzählte Geschichte.

Welche verderbliche Folgen auch diese Art von Aberglauben bisweilen haben könne, lehrt folgende Geschichte:

Einst fährt die Postkutsche mit Reisenden des Abends aus M. Bey schlechtem Wetter, sehr üblem Wege und einer ganz finstern Nacht verirrt sich der Postillon, und kommt an ein Wasser, das er nicht kennt, das aber nicht weit von einem Dorfe entfernt ist. Unbekannt mit den dasigen Wegen, und getäuscht von der Finsterniß, wirft er von einer Anhöhe den Wagen um, und die Reisenden fallen in einen Sumpf von Thon und Lehm. Der Postknecht kommt unter die Pferde zu liegen, und konnte sich nicht los arbeiten. Alle rufen um Hilfe, und erheben ein jämmerliches Geschrey. In dem nahen Dorfe hört man die Stimmen dieser Unglükklichen sehr deütlich. Einer der Einwohner, der vor der Thür seines Hauses steht, und das Geschrey zuerst vernimmt, ruft seine Nachbarn, um das Winseln mit anzuhören. Mehrere Personen kommen nach und nach zusammen, und hören dem kläglichen Rufen zu. Aber keiner will hingehen an dem Ort; denn ihrer Meinung nach verursachten die Nixe dieses Winseln, um dadurch jemand herbeyzulokken, und ihn dann unters Wasser zu ziehen. Sie bleiben

daher bey dem Rufen der Nothleidenden taub, gehen in ihre Häuser, und legen sich zu Bette. Den andern Tag kommt ein Hirt an den Ort, und erblikkt den erbarmungswürdigsten Schauplatz des Jammers und Elends. Der Postknecht und 3 von den Reisenden waren vor Kälte und Nässe in dem Sumpfe umgekommen, und er sah die Merkmahle der traurigen, aber vergeblich angewandten, Bemühungen, sich zu retten. An zwey andern bemerkte er noch schwache Zeichen des Lebens. Einer öffnete die Augen noch Ein Mahl und schloß sie dann in dem Augenblikke auf ewig. — Welcher Gefühlvolle sollte beym Lesen dieser Geschichte nicht wünschen, daß doch endlich aller Aberglaube von der Erde möchte verbannt werden! Zur Erfüllung dieses frommen Wunsches können Ältern auch dadurch etwas mit beytragen, daß sie zu ihren kleinen Kindern nicht mehr sagen: geh' nicht ans Wasser, sonst zieht dich die Nixe hinein! denn durch ein solches Gerede setzt sich eben der Aberglaube schon von Jugend auf in den Köpfen der Leüte fest, und ist dann schwer hinauszubringen. Man kann ja eben so gut die kleinen Kinder dadurch warnen, daß sie nicht zu nahe ans Wasser gehen, wenn man ihnen sagt: Kind gehe nicht ans Wasser, suche nichts aus demselben herauszuhohlen, denn sonst kannst du leicht hineinfallen und ertrinken, es sind gar schon viele Kinder auf diese Weise ums Leben gekommen.

Nro. V.

Von den Hexen oder Hexenmeistern.

Unter den Hexen oder Hexenmeistern versteht man weibliche und männliche Personen, welche durch Hilfe des Teüfels oder seiner bösen Geister außerordentliche Wirkungen hervorbringen sollen. Man glaubt, daß dergleichen Personen ihrem Nebenmenschen oder seinem Vieh allerley Krankheiten anthun (anhexen) oder ihn sonst auf eine übernatürliche Weise in Schaden bringen, sich aber allerley Vortheile verschaffen und alles genießen können, wornach ihr Herz gelüstet, bis der Teüfel sie endlich hohle. Sogar die Kraft Gewitter und Sturmwinde, Regen und Hagel zu verursachen, sich in allerley Gestalten sehen zu lassen, oder sich gar unsichtbar zu machen schreibt man ihnen zu.

Wer aber bedenkt, was wir oben in dem Kapitel vom Teüfel gelernt haben, daß nämlich dieses Wesen von dem allmächtigen Gott an einen Ort verbannet ist, wo es, mit Ketten der Finsterniß gebunden, aufbewahret wird zum Tage des Gerichts; daß es ein Geist ist, und von niemanden gesehen werden kann, auch wenn ihm verstattet wäre, seinen Verbannungsort zu verlassen, daß man folglich nicht mit ihm sprechen und keinen Bund mit ihm machen kann; daß Jesus Christus gekommen ist, die Werke des Teüfels zu zerstören; daß es der Weisheit, Güte und Gerechtigkeit Gottes schnurstraks entgegen liefe, wenn er einem bösen Geiste erlauben wollte,

Menschen Wunderkräfte mitzutheilen, die er (Gott) selbst keinem einzigen, und wenn er noch so brünstig darum betete, und sie zu noch so wohlthätigen Zwekken anzuwenden verspräche, mehr mittheilt: so wird man leicht einsehen, daß es durchaus keine Hexen und Hexenmeister geben kann. — Der Glaube an Hexerey ist in uralten Zeiten, wo die Menschen noch sehr unwissend waren, und die Kräfte und Wirkungen der Natur noch gar nicht kannten, entstanden, und durch listige Betrüger bey den Abergläubischen erhalten und bis auf unsere Tage fortgepflanzt worden. Doch sind es heüt zu Tage nur noch diejenigen, welche in den Schulen keinen Unterricht erhalten, und den wahren Sinn der Lehre Jesu nicht recht aufgefaßt haben, auch die wunderbaren Kräfte, und Wirkungen der Natur, und die unabänderlichen, von Gott herrührenden, Naturgesetze nicht kennen, also die Unwissenden und Einfältigen, und solche, die nicht verstehen, ihre Vernunft zu gebrauchen, welche dem Glauben an Hexerey zugethan sind. Vor ein, zwey, drey, vier und fünf hundert Jahren war aber dieses noch ganz anders; denn da glaubten noch geistliche und weltliche Obrigkeiten, daß Menschen sich mit dem Teüfel verbinden, und durch ihn in den Stand gesetzt werden könnten zu hexen. Es war dieses eine sehr traurige Zeit, denn viele Tausende, die in den Verdacht geriethen, als trieben sie Hexerey, wurden auf Befehl der Obrigkeit lebendig auf Scheiterhaufen verbrannt. Erst als ein sehr gelehrter Mann, Namens Chri-

stian Thomasius, welcher Professor auf der Universität zu Halle war, und im Jahre 1728 starb, viele Schriften ausgehen ließ, in denen er zeigte, daß es keine Hexen geben könne, und daß es unvernünftig, unchristlich und grausam sey, diejenigen, welche von Abergläubischen als solche angeklagt würden, zu verbrennen, fing der Glaube an Hexerey allmählich an, aus den Köpfen vieler Leüte, besonders der geistlichen und weltlichen Obrigkeiten, zu verschwinden, und das Bestrafen der vorgeblichen Hexen hörte größtentheils auf. Ich sage: größtentheils, denn auch in unsern Zeiten, nämlich im Jahre 1780 wurde zu Glarus in der Schweiz noch eine Weibsperson, die man für eine Hexe hielt, mit dem Schwerte hingerichtet. Die Geschichte war folgende:

Das 9jährige Töchterlein eines Mannes, Namens Tschudi, der ein Arzt war, wurde krank, und soll Stecknadeln ausgebrochen haben. Auch wurde des Kindes Fuß gelähmt, und der Vater sagte, er sey so dürr gewesen, daß man ihn wie einen Zwirnsfaden durch ein Nadelöhr habe ziehen können. Indessen konnte das Kind mit diesem Fuße hohe Sprünge machen und wußte nichts anzugeben, als daß es einige Wochen vorher von der Magd, Anna Göldin, einen Honigkuchen erhalten hätte. Der Vater schikkte — was seine Unwissenheit und Dummheit deütlich genug verräth — zu einem Vieharzt, und dieser Abergläubische gab den Bescheid: In dem Honigkuchen sey Stekknadelsamen gewesen, welcher in

dem Magen des Kindes ausgebrütet werde, und da zur Reife gedeihe. — Die Stecknadeln, die von dem Kinde ausgebrochen worden seyn sollen, waren wohl poliert und mit den gehörigen Köpfen versehen. — Die Magd, welche eine Untersuchung fürchtete, entfloh; aber man ward ihrer wieder habhaft. Nun sollte sie des Kindes dürren Fuß heilen; und ungeachtet sie dazu weder übernatürliche Kräfte, noch natürliche Mittel hatte, so mußte sie doch, aus Furcht, die Kur anfangen, und sie gelang nach 18 Tagen wirklich. Man brachte nämlich das Kind um Mitternacht aufs Rathhaus; die Delinquentin berührte es, aber es half nichts. Endlich sagte sie, sie könne es nur da heilen, wo sie es behext hätte. Man führte sie dahin, sie beügte den kranken Fuß hin und her, und nun konnte das Kind, von 2 Personen unterstützt, einige Schritte gehen. Nun schrie jedermann: ja! ja! es ist gewiß, daß die Magd eine Hexe ist! Nun sollte sie durchaus selbst bekennen, daß sie eine sey. Da sie aber das nicht thun wollte, weil sie es nicht thun konnte; so wurde sie 6 Mahl auf das Schärfste gefoltert. Jetzo, von übermäßigen Schmerzen bewogen, bekannte sie was man wollte, nun wurde sie als Hexe mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht. Nach Endigung dieses Prozesses fand sich in Weislingen, im Kanton Zürch, ein Knabe, der eiserne Nägel von sich zu brechen schien. Er ward endlich nach Zürch gebracht, und sorgfältig verhört, und da bekannte er, daß alles eitel Betrug sey. Und eitel

Lug und Betrug ist es, wenn eüch in eürem künftigen Leben etwa hie oder da ein Mensch aufstoßen sollte, welcher vorgibt, daß er hexen könne. Vor einem solchen hütet eüch, denn dieser ist sicher ein Taugenichts, und gehet darauf aus, entweder eüch oder Andere zu prellen. Höret ihr aber von Krankheiten an Menschen und Vieh, oder von andern Unglükksfällen, die von Hexen bewirkt seyn sollen; so seyd überzeügt, daß dieses nur Behauptungen höchst einfältiger und abergläubischer Personen seyen, und meßt daher solchen Behauptungen nie Glauben bey. Denn fast von jeder langwierigen oder mit besonders auffallenden Umständen verbundenen Krankheit, sie befinde sich nun an Menschen, oder an Vieh, behaupten Abergläubische, daß sie von Hexerey herrühre. Eben so wenig glaubet es, wenn ihr etwa hören solltet, daß sich dieser oder jener Mensch seinen Wohlstand durch Hexerey verschaft habe; denn eine solche Behauptung rührt meistens von Neid und Bosheit, verbunden mit Aberglauben, her, und es hat damit die nämliche Bewandtniß, wie mit den Behauptungen vom Einfliegen des feürigen Drachen. Da findet sich z. B. eine Familie, die durch Fleiß und Sparsamkeit zu etwas kommt, und da sagt denn der neidische oder boshafte Nachbar: „die Leüte helfen sich seit einiger Zeit recht auf, und man weiß nicht, wie es zugeht.“ Der Andere setzt mit bedeutungsvoller Miene hinzu: Ja, ja! das Ding muß so seinen Haken haben.“ Ein dritter sagt: „Ich habe schon so etwas munkeln

hören.“ Der vierte behauptet: „In dem Hause dieser Leüte ists auch nicht richtig!“ Und so geht das Geschwätz fort, bis ein Mährlein von Teüfelsspuk und Hexerey zu Stande kommt, das schnell von Haus zu Haus fliegt, in jedem noch einen Zusatz erhält, und am Ende für reine Wahrheit genommen wird. Das Schlimmste bey einem solchen Geschwätze ist oft nur, daß manche Familie unglüklich dadurch wird, wenn auch die Obrigkeit keine Anklagen auf Hexerey mehr annimmt.

Zu W. war eine Frau, die ihre Kühe Sommer und Winter gut fütterte, sie sehr reinlich hielt, den Stall fleißig lüftete, und dadurch immer viele und gute Milch und Butter erhielt, die ihr jedermann um so lieber abkaufte, da man bemerkte, daß sich auch nicht die geringste Unreinigkeit darin vorfand. Die Frau hatte eine gute Kundschaft und ihr Wohlstand nahm, da sie übrigens auch sehr fleißig und sparsam war, immer zu. Anstatt nun ihre Nachbarinnen es hätten auch machen sollen, wie sie, wodurch sie gleiche Vortheile würden erlangt haben, sprengten sie lieber aus, die Frau sey eine Hexe, sie melke alle Tage ein Handtuch, das hinter ihrer Küchenthür hange, und dadurch bekomme sie alle Milch von den Kühen ihrer Nachbarinnen in ihre Töpfe, währenddem jene (die Nachbarinnen) nichts aus ihren Kühen heraus melken könnten. Als dieß unsinnige Gewäsche ruchtbar wurde, scheüete man sich, der Frau ferner etwas von ihrer Milch und Butter abzukaufen, weil man vor Hexenmilch

milch und Hexenbutter einen Ekel hatte. Dadurch kam das Hauswesen dieser Frau nach und nach in Verfall, und sie wußte sich endlich nicht anders zu helfen, als in eine andere Gegend zu ziehen.

Noch trauriger und die oft schrekklichen Wirkungen des Glaubens an Hexerey deütlich beurkundend ist folgende Geschichte, welche sich im Jahre 1779 den 3ten Merz in dem Dorfe Ossowo in Pommerellen, einer Provinz in Westpreüssen, zutrug. Einer von den mehrern Edelleüten, die in diesem Dorfe wohnen, und der den Namen von Zabinsky führte, hatte dem Bauer Matthias Kopka ein Gartenhaus vermiethet, wodurch beyde Familien in nähern Umgang kamen. Die Frau des Edelmanns bemerkte allerley kleine Unglükksfälle in ihrer Wirthschaft, seitdem die Kopka in ihrem Hause wohnte. Sie gerieth daher bey ihrem Aberglauben auf den Verdacht, daß jene eine Hexe sey, die sich wegen einiger Zänkereyen durch ihre Hexereyen an ihr zu rächen suche. Um diese Zeit wurde das Fräulein Agnes von Zabinsky an dem rechten Knie und Schenkel lahm und hatte viel Schmerzen. Ob nun gleich der Arzt versicherte, daß dieß von einer gichtischen Materie herrühre; so hielt doch die Mutter diesen Zufall für eine unnatürliche Krankheit, die eine Wirkung von der Hexerey der Kopka wäre. Sie erklärte hierauf die unschuldige Bauerfrau nicht nur im Dorfe für eine Hexe; sondern trieb ihre Rache so weit, daß sie den Schulzen im Dorfe und die Gemeinde

bewog, mit der Kopka die Wasserprobe *) anzustellen. Es wurden daher zur Abhohlung dersel-

*) Der Wasserprobe bediente man sich in ältern Zeiten, wo selbst die Obrigkeiten in manchen Stükken noch sehr unwissend und abergläubisch waren, zur Untersuchung solcher Händel, die vor Gericht nicht ausgemacht werden konnten, besonders zur Untersuchung der Hexereyen. Denn damahls bildete man sich ein, daß die Leiber der Hexen durch ihre Gemeinschaft mit dem Teúfel andere Eigenschaften bekämen, unter welchen auch diese mit begriffen sey, daß sie leichter als das Wasser würden, und daher auf demselben schwimmen müßten. Wenn daher ein alter Mann oder ein altes Weib rother Augen wegen verdächtig waren, oder von andern der Hexerey beschuldigt wurden; so stellte man mit ihnen die Wasserprobe an. Der Beschuldigte wurde nämlich in die Kirche geführt, wo man Messe hielt, und das Wasser beschwor, daß es sich in der Offenbarung der Schuld oder Unschuld des Beklagten kräftig erweisen möchte. Darauf wurde er an das Wasser gebracht, und da band man ihm die Daumen kreúzweise an die großen Zehen und warf ihn nakkt hinein. Nur den Frauenspersonen ließ man zu ihrer Bedekkung einen Unterrokk. Von demjenigen nun, der zu Boden sank, glaubte man, daß er unschuldig sey; denjenigen aber, der oben schwimmend blieb, hielt man für schuldig, und dieser wurde sogleich verurtheilt, verbrannt zu werden. Damit nun die Untersinkenden nicht ersaufen möchten, so ward jedem, mit dem man die Probe anstellen wollte ein Strikk um den Leib gebunden, womit man den Sinkenden sogleich wieder herauszog. — Das Schwimmen und Untersinken solcher Personen rührte nun bloß von zufälligen Ursachen her. Hatte z. B. einer viel Luft

den Andreas von Zabinsky, dessen Sohn, und etliche Bauern abgeschikkt, welche die Bedauernswürdige mit Gewalt nach einem kleinen, nahe vor dem Dorfe gelegenen, Teiche schleppten, wo sie sich bis aufs Hemde ausziehen mußte. Die Frau von Zabinsky besprengte den Teich mit Weihwasser, und ihr Sohn band der vermeinten Hexe die Hände und Füße mit Strikken von Stroh kreüzweise zusammen. Sie wurde ins Wasser geworfen, die Strohseile löseten sich auf, und sie kam wieder ans Ufer. Dieß befriedigte die Aufgebrachten nicht; sie wiederhohlten daher das Verfahren noch Ein Mahl, und der Erfolg war derselbe. Nun zweifelte man nicht mehr, daß sie eine Hexe sey. Ihr Mann, der 21 Jahre mit ihr eine zufriedene Ehe geführt hatte, glaubte ihre Unschuld auf keine andere Art beweisen zu können, als dadurch, daß die Wasserprobe noch Ein Mahl mit ihr wiederhohlt würde. In dieser Meinung lief er den versammelten Leüten nach, die sich schon auf dem Rükkwege nach dem Dorfe befanden, und forderte sie sämmtlich, und besonders die Zabinskysche Familie, auf, mit seiner Frau nochmahls einen Versuch zu machen, sie

---

eingeathmet, oder war er besonders fett, so schwamm er leichter, als der, bey dem das Gegentheil Statt fand. Der Unterrokk bey Frauenspersonen konnte auch das Schwimmen, befördern. Selbst diejenigen, welche den Unglükklichen am Seile hielten, konnten, wenn sie es etwas anzogen, ihn leicht schwimmend erhalten.

besser zu binden, mitten auf den Teich zu ziehen, und sie dann dem Wasser zu überlassen. Dieß geschah. Man band die arme Frau mit hänfenen Strikken kreüzweise zusammen. Die beyden Zabinsky nahmen sie unter die Arme, wadeten mit ihr in den Teich, und warfen sie so weit vom Ufer, als sie konnten. Ein anderer Edelmann stieß sie hierauf mit einem langen Stabe in die Mitte des Wassers hin. Aber die Arme schwamm eine Zeitlang auf dem Bauche in dem Wasser herum, bis sie endlich vermittelst des an ihr befestigten Strikkes wieder herausgezogen und los gebunden wurde. Nun hielt man sich für berechtigt, an der vermeinten Hexe alle Arten von Grausamkeiten auszuüben. Fast alle, und vornehmlich die Zabinskysche Familie, schlugen sie ganz unmenschlich, und verlangten, daß sie das Fräulein Agnes entzaubern sollte und beschlossen endlich, daß die gemißhandelte Frau, die nichts konnte, als ihre Unschuld betheüern, nicht wieder ins Dorf zurükkommen sollte. Sie fleht um Erbarmung, und bittet, daß man sie nur von der Erde aufrichten möchte; aber statt dessen schlug sie einer mit einem Stokke so lang, bis er sprang, und stieß sie hernach mit dem in der Hand gebliebenen Stükk ins Gesicht, indem er sagte: Steh auf Bestie und zieh dich an! Nun gingen die Versammelten in das Dorf zurükk, und ließen die gemißhandelte Frau ohne alle Hilfe unter freyem Himmel in der Abendkälte liegen. Endlich kamen ihre beyden Töchter, von dem Elend ihrer Mutter gerührt, hoben sie von der

Erde auf, und führten sie an ihren Armen bis an die aüßersten Zäune des Dorfes, wo sie wegen ihrer Schwachheit liegen blieb. Gegen Abend beredeten sich die Edelleüte, sie über die Grenze zu bringen. Franz von Zabinsky spannte zu dem Ende den Mistwagen seines Vaters an, legte die Unglükliche darauf, und fuhr unter einer zahlreichen Begleitung mit ihr weg. Unterweges gab er ihr noch viele Peitschenhiebe, und seine Mutter schrie beständig, daß sie die Agnes entzaubern solle. Als sie schon ziemlich weit gefahren waren, zerbrach das Wagenrad, und sie fiel auf die Erde. Sie weinte bitterlich, bat um Erbarmung, und daß man sie nicht hilflos, ohne Kleider solle liegen lassen. Aber man ließ sie, deren Leib mit Wunden und Striemen bedekkt und vor Kälte erstarret war, auf dem freyen Felde liegen, und ging fühllos nach dem Dorfe zurükk. Ihr Mann, der sie aus Furcht vor den ihm angedroheten Schlägen verlassen, und den die zum dritten Mahle angestellte Wasserprobe in der Überzeügung von ihrer Unschuld wankend gemacht hatte; wurde doch von Mitleiden und Liebe zur treüen Gattin so gerührt, daß er hinlängliche Kleider zu sich nahm, und dem übrigen Haufen nachging. Dieser war schon auf dem Rükkwege; er aber vermied solchen, und fand bald darauf seine unglükkliche Frau auf dem Wege sprachlos liegen. Sie röchelte noch, und aus der Nase und dem Munde floß häufiges Blut. Alle Mühe, sie aufzurichten und anzukleiden war vergebens; sie rang bereits mit dem Tode. Er bedekkte sie da-

her mit Kleidern und ging in einer Art von Verzweiflung nach Hause zurükk; und als er etwa 1 Stunde nachher wieder kam, fand er sie todt. Er war außer sich, lief nun zu seinem Pfarrer zu Wiele und zeigte ihm den Vorfall an. Dieser gab dem Landvoigtey-Gericht zu Konitz Nachricht davon, und dieses zog die Verbrecher zur Untersuchung und zur Strafe. Aber was halfs? Die auf die schrekklichste Art zu todt gequälte Frau wurde dadurch nicht wieder lebendig, und ihre Mörder wurden nicht verständiger.

Nro. VI.

Von dem Hexenfeste auf dem Blokksberge,
oder:
Von der Walburgis-Nacht.

Es ist eine sehr gemeine Sage, daß sich die Hexen in der Walburgis-Nacht auf dem Brokken oder Blokksberge versammeln, und dorten in Gesellschaft des Teüfels und seiner höllischen Geister ein sehr lustiges Fest feyern, wo nach Herzenslust geschmaust und getanzt werde. Die Reise nach diesem Berge und wieder nach Hause machen — sagt man — die Hexen, auf Ofengabeln, Besen oder schwarzen Bökken durch die Luft reitend. Die Ausfahrt aus ihren Haüsern, so wie die noch vor Anbruch des Tages erfolgende Wie-

dereinfahrt in dieselben geschehe nicht durch die Thür, sondern durch den Schlot (Schornstein), und die Musik auf der Spitze des Brokken werde von lauter höllischen Geistern, die in der Gestalt von Bökken, Schweinen, Füchsen rc. herumstünden, gemacht.

Dieser Erzählung sieht es nun jeder Vernünftige sogleich an, daß sie nichts als ein Mährlein ist; denn es ist ja rein unmöglich, daß ein Mensch, auf einem Besen rc. reitend, durch die Luft fahre, und in einer Stunde wohl 100 Meilen weit und darüber komme. Aber — fragt der Nachdenkende — wie mag denn so ein närrisches Mährlein entstanden seyn? Auf diese Frage läßt sich eine hinreichende Antwort geben, und ich will eüch erzählen, was zu gedachtem Mährlein Veranlassung gegeben hat.

Schon vor tausend Jahren lebte ein gar gewaltiger König, Carl der Große genannt, der viele Länder von dem heütigen Frankreich, Deütschland rc. besaß, und manche Völker, unter andern die Franken, beherrschte, aber doch immer noch nicht genug bekommen konnte. Er fiel daher auch ein, in Deütschland lebendes, Volk, die Sachsen, die damahls noch Heiden waren, an, und suchte sie auch zu unterjochen. Diese wollten sich ihm aber nicht unterwerfen, und so entstund ein Krieg zwischen den Franken und Sachsen, der wohl 30 Jahre dauerte. Endlich mußten die letztern (die Sachsen) doch nachgeben und sich unterwerfen. Jetzt befahl ihnen denn Carl, daß sie ihre heidnische Religion ver-

lassen und die christliche annehmen sollten. Das wollten sie wieder nicht thun; denn der Mensch verläßt nicht gern die Religion, worin er geboren und erzogen ist, auch wenn sie ganz falsch seyn sollte, es sey denn, daß man ihn eines Bessern belehre. Da wurde Carl böse, und er rief einst einem großen Haufen Sachsen zu: werdet Christen, oder ihr seyd alle des Todes! Um dieser Strafe zu entgehen, ließen sie sich taufen. Dieß war aber bloße Verstellung, denn in ihrem Herzen blieben sie ihren erdichteten Göttern treü, verehrten diese aber jetzt nur heimlich, weil sie dieß öffentlich nicht mehr thun durften. Besonders veranstalteten sie ihre gottesdienstlichen Versammlungen und ihre Opferfeste in dem dicht verwachsenen Gebirge des Harzes, wo sie nicht leicht befürchten durften, entdekkt zu werden. Indessen kam die Sache doch endlich Carln zu Ohren, und er ergriff seine Maßregeln darnach. Wenn sich ein Tag nahete, an dem sonst die heidnischen Sachsen ihren Götzen feyerliche Opfer zu bringen pflegten, so besetzte Carl alle Zugänge zu den Opferplätzen, unter denen der Brokken oder Blokksberg einer der vorzüglichsten war, mit Soldaten. Die Sachsen hingen, so wie alle wegen des Glaubens Verfolgte, unter diesen Umständen der Religion ihrer Väter nur noch treüer an, und nahmen da, wo ihre Gewalt nicht hinreichte, ihre Zuflucht zur List und und zum Betrug. Sie vermummeten sich nämlich und nahmen die Gestalt scheüßlicher Gespenster an, und bahnten sich den Weg zu ihren

Götzen, indem sie des Nachts die Wachen erschrekkten, die beym Anblikk dieser Teüfelsgestalten um so geschwinder die Flucht ergriffen, da die Theilnehmer der nächtlichen Opferzüge, auf alle Fälle gefaßt, mit Heu- Mist- und Feüergabeln bewaffnet waren. Diese gebrauchten sie im Nothfalle sowohl zum gewaltsamen Bestürmen und Verdrängen der christlichen Wache (die nicht etwa auf die heranrükkenden Angreifer schießen konnte, weil es damahls noch keine Schießgewehre gab), als auch zum Schutze gegen wilde Thiere. Vielleicht bedurften sie ihrer auch beym Opferfeüer selbst, theils zum Nachlegen des Holzes, theils zum Herausziehen der Brände, mit welchen in der Hand sie, in Schmaus und Fröhlichkeit, um das Opferfeüer herumtanzten.

Da auf den Höhen des Brokken am Feste der ersten Mainacht, welches eines der vorzüglichsten Feste der alten Deütschen war, weil man die wiederkehrende schöne Jahreszeit gleichsam bewillkommen wollte, gewöhnlich noch Schnee lag; so bedurfte man vielleicht der Besen, und viele Frauen und Mädchen, die mit zu diesem Feste zogen, führten wahrscheinlich dergleichen Werkzeüge bey sich. — Die damahligen Christen hielten nun den Götzendienst für Teüfelsdienst und glaubten nichts gewisser, als daß der Teüfel selbst, troz der mit christlichen Wachen besetzten Zugänge zu den Opferplätzen, seine treüen Anhänger unterstütze, und durch die Luft zum Brokken hinauf führe. Ein Wahnglaube, welchen die abergläubische Wache durch ihr Geschwätz von den

gesehenen gräulichen Teüfelsgestalten, zur Bemäntelung ihrer Flucht, entweder veranlaßte, oder doch nährte, indem sie ihm nicht widersprach.

Diese wahren Umstände also haben Veranlassung zur Erdichtung des unsinnigen Mährleins von der Walpurgis-Nacht gegeben. Da ihr nun, meine Lieben, den Ursprung dieses Mährleins wißt, so werdet ihr gewiß nicht so einfältig seyn, es fernerhin für wahr zu halten, wenn eüch auch meine oben gegen dasselbe angegebene Gründe noch nicht genug einleüchten sollten. Auch werdet ihr nun nicht mehr glauben, daß man am Walpurgis-Vorabend die Ställe mit 3 Kreüzen bezeichnen müsse, damit die, in jener Nacht ausfahrenden, Hexen nicht in die Ställe kommen, und dem Vieh nichts anthun können. Denn da wo eine Gefahr gar nicht vorhanden ist, da sind ja auch keine Verbauungsmittel gegen dieselbe nöthig.

Nro. VII.

Von den Druden, oder: vom Alpdrükken.

Es begegnet einem Menschen bisweilen, daß es ihm im Schlafe vorkommt, als läge eine schwere Last auf ihm, und als müßte er unter ihr erstikken. Er will schreyen, und kann nicht, sondern ächzt und stöhnt nur, bis er erwacht, wo es ihm denn vorkommt, als sey die auf ihm liegende Last plötzlich von ihm gewichen. Die-

ses ist eine Wirkung im menschlichen Körper, die von eben so natürlichen Ursachen herrührt, als das Spannen in der Gegend des Magens, wenn man sich sehr mit Speisen überladen hat. Weil aber die allerwenigsten Menschen die natürlichen Ursachen dieser Wirkung kennen, so schreiben sie diese einer ganz falschen und dazu bloß erdichteten Ursache zu und sagen, es gebe gewisse Frauenspersonen, die die Kunst besäßen, sich so klein zu machen, daß sie durch jedes Schlüsselloch in jedes Haus und Zimmer kommen könnten; und von dieser Kunst machten sie denn oft Gebrauch, indem sie in die Schlafstuben und Schlafkammern Anderer sich begäben, sich auf die dort Schlafenden legten und sie drükkten, daß sie erstikken möchten. Man nennt Frauenspersonen, die so etwas thun sollen, Druden, und man findet in manchen Gegenden nicht leicht ein Dorf, wo es, nach der Meinung der Einwohner, nicht eine oder mehrere Druden gibt. Daß es aber eben so wenig Druden als Hexen geben könne, und der Glaube an dieselben bloßer Aberglaube sey, ist leicht einzusehen. Sollte ein menschlicher Körper bloß durch ein Schlüsselloch in eine Stube kommen, so müßte er ja so dünn seyn, wie ein Schlüssel.

So dünn ist aber kein menschlicher Körper, nicht einmahl der eines neügebornen Kindes: wie will er also durch ein Schlüsselloch gebracht werden? Ja, sagt man, die Druden besitzen eben die Kunst, ihren Körper so dünn zu machen. Das ist aber nur so ein Gerede einfältiger Menschen, an dem kein wahres Wort ist. Ein Kör-

per kann auf keine andere Weise kleiner gemacht werden, als daß man Theile davon wegnimmt. Wollten nun die Druden ihren Körper so klein machen, daß sie durch ein Schlüsselloch kriechen könnten, so müßten sie ja die allermeisten Theile davon wegnehmen, und dabey doch noch unversehrt und lebendig bleiben. Dann aber müßten sie diese Theile wieder annehmen, und sich in der ordentlichen Gestalt eines Menschen wieder zeigen können, weil man sie doch nicht anders als in dieser Gestalt sieht, und weil sie mit einem so kleinen Körper keinen starkken Drukk verursachen könnten. Das Eine ist aber so unmöglich, als das Andere, und keine menschliche Kraft reicht hin, so etwas zu bewirken. Wer aber dieses nicht glauben will, der beherzige folgende Geschichte. In G. lebte eine Weibsperson, die jedermann für eine Drud hielt, und von der schon mehr als hundert Personen des Ortes wollten gedrükkt worden seyn. Einst wurde diese Weibsperson über einem Diebstahl erwischt, und deßhalb ins Gefängniß gesetzt. Beym Verhör gestand sie, daß sie schon mehrere beträchtliche Diebstähle verübt habe, worauf sie dann zum Zuchthaus verurtheilt wurde. Sie wußte den Tag, an dem sie dahin sollte abgeführt werden, entwich aber deßhalb nicht aus ihrem Gefängnisse. Warum entwich sie aber nicht daraus? Weil sie nicht gekonnt hat. Hätte sie sich so klein machen können, daß sie durch ein Schlüsselloch zu passiren im Stande gewesen wäre, so würde sie sich gewiß aus dem Staube gemacht haben. Denn wer

läßt sich freywillig gern ins Zuchthaus setzen, wo es die Gefangenen gewöhnlich sehr hart haben?

Welches sind denn aber die natürlichen Ursachen des Drukkes, den Manche im Schlafe zu empfinden vermeinen und den sie fälschlicher Weise den seynsollenden Druden zuschreiben? Diese will ich eüch angeben:

1) Vollblütigkeit, 2) Schlafen auf dem Rükken, 3) dikke und schwere Bettdekken, und 4) Überladung des Magens mit Speisen und Getränken beym Abendessen sind es. Denn durch alle diese Umstände, vornehmlich durch das Liegen auf dem Rükken, kann das Blut in seinem gehörigen Umlaufe im Körper gehindert und dadurch das Alpdrükken — so nennen die Ärzte das, was der Aberglaube das Drudendrükken nennt — verursacht werden. Daß dem wirklich so sey, erhellet daraus, daß schon mancher Vollblütige durch Aderlassen, mancher Unmäßige durch Angewöhnung an eine schmale Abendsuppe, und mancher der auf dem Rükken liegend zu schlafen pflegte, durch Gewöhnung zum Liegen auf der Seite vom Alpdrükken befreyet worden ist.

„Aber", sagt mancher, der sich den Glauben an die Druden durchaus will nicht nehmen lassen, „ich habe doch die Drude, dich mich drükkte gesehen, und habe es deütlich wahrgenommen, wenn sie aufhörte mich zu quälen, und sich von mir entfernte." „Ja, Freünd", antworte ich einem solchen, „du hast allerdings die Drude gesehen, aber nur — im Traume; und du hast richtig den Augenblikk bemerkt, wenn

sie dich verließ, nämlich beym Erwachen, da das Traumbild verschwand, da dir leichter in der Brust wurde, du freyer athmetest, und deine Beängstigung aufhörte."

Übrigens ist auch der Glaube an Druden ein schädlicher Glaube, weil er leicht Mißtrauen zwischen den Gliedern einer Gemeinde, Verdruß und Feindschaften erregen, und zu einem sehr unchristlichen Verhalten gegen Andere verleiten kann.

Nro. VIII.

Von den Wechselbälgen.

Unter Wechselbälgen versteht man häßliche Kinder, deren Mutter eine Hexe, deren Vater aber gar der Teüfel seyn soll, und die bisweilen von ihren Hexen-Müttern gegen wohlgestaltete Wochen-Kinder ordentlicher Ältern sollen ausgetauscht werden. Hat ein kleines Wochen-Kind das Unglükk, einen großen unförmlichen Kopf, einen dikken aufgetriebenen Leib, kurze abgesetzte Glieder und eine blasse Gesichtsfarbe, lauter Anzeichen eines krankhaften Zustandes, zu haben; so kann es leicht in den Verdacht kommen, daß es ein Wechselbalg, also von einer Hexe hingelegt und das rechte Kind der Wöchnerin dafür genommen worden sey.

Ihr, meine Lieben, die ihr aus dem Vorhergehenden wißt, daß der Teüfel nicht auf der Erde umherwandeln kann, und daß es gar keine

Hexen gibt, werdet sogleich bey euch denken: es ist gar nicht möglich, daß es Wechselbälge gebe. Und so ist es auch, und nur Menschen, deren Verstand gar nicht ausgebildet ist, und die nicht vernünftig über eine Behauptung nachdenken können, können dergleichen höchst unsinnige Meinungen für wahr halten. Wenn ihr daher einst hören oder sehen solltet, daß diese oder jene Wöchnerin sich nicht aus der Wochenstube entfernet, ohne etwas von den Kleidungsstükken ihres Mannes, oder einen Erbschlüssel, oder eine Bibel, oder ein Gesangbuch auf ihr Kind gelegt zu haben, in der Absicht, dadurch die Hexe abzuhalten, daß sie ihr solches nicht austausche; so werdet ihr gewiß denken: das ist eine sehr unnöthige Vorsicht, die nur aus dem gröbsten Aberglauben entspringen kann.

Indessen ist die Meinung von den Wechselbälgen nicht bloß höchst unvernünftig, sondern sie kann auch sehr schädlich werden und den Tod manches unschuldigen Kindes veranlassen. Wenn nämlich eine Mutter einmahl auf den Gedanken gerathen ist, daß ihr Kind wohl ein Wechselbalg seyn möchte, so wird sie es, statt zu lieben, hassen, wird wünschen, daß es doch nur sterben möchte, um vom dem „Schandbalg" befreyt zu werden, und wird seine Wart und Pflege gänzlich vernachläßigen, was dann dem armen kränklichen Kinde den Tod zuziehen kann.

Es gibt Mütter, welche sagen: wie sollte es denn zugegangen seyn, daß mein Kind, welches nach der Geburt ganz wohlgestaltet war,

und gesund aussah, jetzt so häßlich aussieht, wenn es keine Wechselbälge gäbe? Einer Mutter, die so spricht, kann man antworten: Du selbst bist die Hexe, die den Wechselbalg gebracht hat! Du, du Mutter, hast durch eine ganz verkehrte Behandlung deinem Kinde, etwa, indem du ihm Mehlbrey oder andere ungesunde Nahrungsmittel gabst, einen aufgetriebenen Leib, ein verzerrtes Gesicht, eine blasse Farbe verursachet.

Nro. IX.

Vom Zaubern.

Von denen, welche, wie man glaubt, durch Hilfe des Teüfels außerordentliche Wirkungen hervorbringen, sagt man: sie können hexen; von denen aber, welche, ohne gerade mit dem Teüfel im Bunde zu stehen und von ihm unterstützt zu werden, bloß durch das Aussprechen gewisser Worte, oder durch Verrichtung gewisser anderer Handlungen außerordentliche Wirkungen hervorbringen sollen, sagt man: sie können zaubern, oder, sie seyen Wundermänner, kluge oder weise Männer oder Frauen. Das Hexen soll also mit Beyhilfe des Teüfels, das Zaubern aber ohne dieselbe geschehen. Wer also entweder durch das bloße Aussprechen gewisser Worte, oder durch Verrichtung gewisser Handlungen, die die gewünschten Wirkungen ihrer Natur nach nicht

zur

zur Folge haben können, die Raupen von einem Baume, oder aus einem ganzen Garten, die Feldmäuse von einer ganzen Flur, die Frösche aus einer ganzen Gegend vertreiben, wer auf eben die Weise eine Feüersbrunst dämpfen, eine Krankheit an Menschen und Vieh haben, oder denselben anthun, Diebe zum Zurrükkbringen des Gestohlnen, oder vorgebliche Hexen an gewissen Orten zu erscheinen, nöthigen zu können vorgibt, der behauptet eben dadurch, daß er zaubern könne. Allein eine solche Kunst gibt es nicht, und kann es nicht geben, weil es unmöglich ist, Wirkungen ohne hinreichende Ursachen hervorzubringen, und Gott seit Christi Zeiten keinem Menschen mehr die Kraft, Wunder zu thun, verleihet. Wer demnach vorgibt, daß er zaubern könne, der ist ein Betrüger, und wer an eines solchen vorgebliche Kunst glaubt, und sich derselben wohl gar zur Erreichung irgend eines Zwekkes bedient, der ist abergläubisch.

Daß es aber mit der Zauberkunst wirklich nichts sey, und man dadurch die gewünschten Zwekke nicht erreichen könne, daß es daher höchst thöricht sey, in irgend einem Falle seine Zuflucht zu einem Zauberer, (klugen Manne) zu nehmen, lehren folgende Geschichten:

Im Jahr 1818 gab es in der Gegend von O. außerordentlich viel Feldmäuse, die an Wiesen und an der im Herbste aufgegangenen Winterfrucht sehr viel Schaden verursachten. Ein alter abgedankter Husar, der in der Gegend lebte, und der allgemein für einen rechten Zauberer gehalten

wurde, weil seine Kunst schon hundert Mahl probat erfunden worden seyn sollte, wurde von den Bauern gerufen, und es wurde mit ihm ausgemacht, daß er die Mäuse vertreiben sollte. Er schloß den Handel ab, ließ sich einen Kronenthaler bezahlen, und begab sich nun auf die Felder und Wiesen, machte dort seinen Hokus Pokus, mit Kreüzen, sagte allerley Sprüchlein her, die gar keinen vernünftigen Sinn hatten, und sagte nun den Bauern, daß sie binnen 3 Tagen keine einzige Feldmaus mehr merken würden. — Die 3 Täge vergingen, und die Mäuse verwüsteten nachher wie vorher Wiesen und Saatfelder. Sehr natürlich! Denn weder die Worte, die der Kerl aussprach, noch die Kreüze, die er mit seinem Stabe nach den 4 Himmelsgegenden in die Luft machte, konnten auf die Mäuse auch nur die geringste Wirkung haben, und sie weder tödten, noch den Trieb, sich aus der Gegend wegzuziehen, in ihnen erwekken.

Vor einigen und dreißig Jahren entstand in dem Städtchen W. am Fuße des Fichtelberges, eine Feüersbrunst. Sobald Lärm wurde, setzte sich einer, der Einwohner, der das Feüer besprechen zu können glaubte, zu Pferde, ritt drey Mahl um das brennende Haus herum, sagte seinen Feüersegen *) her und machte seine Kreüze.

---

*) Dieser Feüersegen lautete also:

Feüer, steh still um Gottes Will,
Um des Herrn Jesu Christi Willen!

Indessen stand die gaffende Menge unthätig da, und erwartete, daß nun das Feüer von sich selbst erlöschen würde. Dieß geschah aber nicht, sondern es gewann vielmehr mit jedem Augenblikke mehr Stärke, und — 37 Gebäude wurden ein Raub der Flammen, die man vielleicht gleich Anfangs hätte dämpfen können, wenn man schnell die rechten Mittel dazu angewendet hätte.

Daß es mit dem Feüersegen oder Feüerbesprechen durchaus nichts sey, erhellet auch daraus, daß jährlich so viele einzelne Gebäude, Dörfer und Städte entweder ganz oder zum Theil abbrennen *). Gäbe es nun wirklich einen Feüersegen, der die Kraft hätte, das Feüer ohne weiters zu dämpfen; so würden ja gewiß alle Obrigkeiten in Städten und Dörfern sich diesen Feüersegen, und wenn er noch so viel Geld kostete, zu verschaffen suchen, und ihn bey entstehender Feüersgefahr sogleich anwenden. Da sie aber

Feüer steh still in deiner Gluth,
Wie Christus der Herr ist gestanden in seinem rosinfarbnen Blut!
Feüer und Gluth, ich gebeüt dir in Gottes Namen,
Daß du nicht weiter kommest von dannen,
Sondern behaltest alle deine Funken und Flammen.
Amen! Amen! Amen!

*) Bloß im Königreich Bayern sind vom ersten Oct. 1819 bis zum letzten Sept. 1820 — 448 Personen durch Feüersbrünste beschädigt worden, und diese haben zusammen aus der Brand-Versicherungs-Cassa eine Summe von 247, 412 fl. Schaden-Ersatz bekommen.

dieses nicht thun; sondern vielmehr für gute Feüerspritzen und andere Löschanstalten sorgen; so mögen sie wohl überzeügt seyn, daß kein Feüersegen etwas helfen könne.

In der Gegend, wo der Verfasser dieses Buches lebt, gibt es viele Personen die an der Gicht und andern langwierigen Krankheiten leiden, und die schon von mehrern alten Weibern und von verschiedenen Männern, denen man die Kunst zu zaubern zuschreibt, theils den Segen über sich haben sprechen lassen, theils Zettelchen, mit allerley Wörtern und Zeichen beschrieben, angenommen und auf dem Leibe getragen haben, und doch um nichts besser geworden sind.

Freylich geschah es schon oft, daß Menschen und Vieh, nachdem man einen Zauberer gebraucht hatte, von einer Krankheit befreyt wurden; allein das war ein bloßer glükklicher Zufall, wo die Natur sich selbst geholfen hat. Könnten die Zaubermittel ihrer Natur nach so etwas bewirken, so müßten sie in allen Fällen, wo man sie nur anwendet und nicht etwa bloß bisweilen, ihre Kraft äußern, so wie glühendes Eisen, so lange die Welt steht, seine Kraft zu brennen äußert.

Ein Landmann hatte eine prächtige Kuh, die sich aber auf Ein Mahl nicht mehr wollte melken lassen. Sobald die Magd dieß Geschäft vornehmen wollte, und das Eüter der Kuh berührte, so fing sie an, mit aller Gewalt auszuschlagen, und gebehrdete sich sonst höchst unruhig. Die herbeygerufenen und um Rath gefragten Nachbarn erklärten in ihrer Einfalt sogleich, das

schöne Stükk Vieh müsse wohl verhext seyn, und der Besitzer müsse jemanden kommen lassen, der durch seinen Zauber die Hexerey lösen könne. Sogleich wird Anstalt gemacht, einen Kapucinermönch aus einem benachbarten Kloster, den man in der Gegend für einen Wundermann, der alle Verhexungen aufheben könne, hielt, kommen zu lassen. Der Mann kam, schloß sich mit einer neüen Schüssel voll glühender Kohlen, einem neüen Besen und einem Stokke in den Stall, und machte mit beyden letztern einen großen Lärm. Auch konnte man zu 3 verschiedenen Mahlen 3 dumpfe Schläge deütlich hören. Endlich kam er mit einer freündlichen Miene wieder heraus, und versicherte, daß sich die Kuh in 3 Stunden gewiß würde melken lassen. Hierauf empfing er einen ganzen Thaler, und ging seine Wege. Unterdessen trat der Hauswirth in den Stall, um zu untersuchen, was denn der Beschwörer darin wohl möge gemacht haben. Gleich beym Eintritt bemerkte er einen von Harz und verbrannten Federn herrührenden Dampf, dann sahe er, daß die Stände des Viehes nebst Trog und Raufe rein abgefegt waren, und oben an dem Fenstergestell erblikkte er ein dreyekkiges Papier, welches drey Mahl mit seinen Ekken auf einander gelegt war, so, daß jedes Mahl wieder ein kleines Dreyekk erschien. Durch die Mitte war ein schon gebrauchter Schuhnagel geschlagen, und folgendes stand, wie der Mann in der Folge erst, als er es herabgenommen hatte, sah, darauf geschrieben:

†
Pader
† Filius † Sandus †
Vug. At.
† *)

Indessen waren die 3 Stunden verflossen, und die Magd mußte nun abermahls versuchen, die Kuh zu melken. So wie diese aber ihr Geschäft anfing, fing auch die Kuh wieder an, auszuschlagen, und so wild zu thun, wie vorher. Der Spitzbube hat mich betrogen, murmelte der Hausherr und ging, um seinen Knecht und einen Nachbar zu rufen. Diesen befahl er, die Füße der Kuh mit Strikken fest zu binden, und sie mit Vorsicht niederzuwerfen. Als dieß geschehen war, that er, was er gleich Anfangs hätte thun sollen, er untersuchte nämlich das Eüter. Nicht lange war er mit dieser Untersuchung beschäftigt, so fand er einen schwarzgrauen Punct, der mit einer kleinen Geschwulst, einer Haselnuß groß; umgeben war. Nun ließ er die kranke Stelle täglich mehrmahls, besonders vor dem Melken in gesottene süße und auch warme Milch halten, nach dem Melken aber mit einem Lappen umwikkeln, in welchem weißes, in Milch und Safran gesottenes, Brot war. In

*) Das sollte eigentlich heißen: Pater, Filius, Sanctus, Fuge Astharoth, zu deütsch: (Im Namen) des Vaters, Sohnes, des heiligen (Geistes); fliehe Astharoth. Dieser Astharoth soll ein böser, den Beschwörern gefährlicher, Geist seyn.

wenig Tagen war die Kuh wieder gesund, nicht aber etwa von den Mitteln des Zauberers, denn diese konnten in alle Ewigkeit nicht helfen, sondern von der, von dem Eigenthümer angewandten, Behandlung, die er früher von einem ordentlichen Vieharzte gelernt hatte. — Das Übel der Kuh rührte wahrscheinlich von dem Stiche eines Insectes her.

Übrigens sieht man aus dieser Geschichte,

1) wie geneigt die Landleüte sind, Krankheiten des Viehes, deren Ursachen sie nicht kennen, den Hexen zuzuschreiben;

2) daß die Kunst des herbeygerufenen und für einen Wundermann gehaltenen Kapuzinermönchs rein nichts war, denn sonst hätte er ja gleich erkennen müssen, ob die Kuh verhext sey oder nicht;

3) wie leicht man um sein baares Geld betrogen werden kann, wenn man sich mit sogenannten Zauberern oder Beschwörern einläßt.

Ein Knabe, der auf einer auswärtigen Schule war, nahm bey der Wegreise nach einem Besuche, den er seinen Ältern gemacht hatte, einen Ring mit aus dem väterlichen Hause, dessen Werth ihm unbekannt war, der aber 100 fl. gekostet hatte.

Der Verdacht fiel auf ihn, und sein Vater schrieb ihm in den härtesten Ausdrükken einen Brief. Aber eben dadurch wurde der junge Dieb abgeschrekkt, seinen Fehler zu gestehen; er versicherte vielmehr, daß er ganz unschuldig sey, und

man glaubte es. Nun ließen die Ältern aus einem benachbarten Kapuziner-Kloster, wo auch so ein Wundermann oder Zauberer unter den Mönchen seyn sollte, diesen hohlen und baten ihn, daß er doch den Entwender des Ringes entdekken möchte. Mit einer hochwichtigen Miene versprach er dieß, und fing sogleich an, in der Stube herumzugehen, bald da, bald dort ein Kreüz zu machen, und mit unter allerley unverständliche Wörter auszusprechen, zuletzt aber etwas aus einem lateinischen Buche herzulesen. Als dieß geschehen war, bat er, daß man ihn in der Stube nun einige Minuten lang allein lassen möchte. Dieß geschah. Was er während der Zeit vornahm, wurde nicht bekannt, nur wurde bemerkt, daß er Wachskerzen angezündet hatte. Als er nun mit seinen Possen fertig war, sagte er, daß nun derjenige, der den Ring entwendet, nicht ruhig seyn könne, bis er sich selbst angezeigt habe. In der nämlichen Woche wurde die Köchinn des Hauses krank, und da sich ihre Krankheit mit Bangigkeit anfing, so kam die Herrschaft auf den Gedanken, daß sie wohl die Entwenderin des Ringes seyn möchte, und fing an, sie mit Härte zu behandeln, um sie zum Geständniß zu bringen. Dadurch verschlimmerte sich die Krankheit der armen unschuldigen Dienerin, welche nun einen Arzt forderte, aber die sonst so mitleidige Herrschaft kaum zu bewegen vermochte, ihr denselben zu gestatten. Indeß lebte der wirkliche Dieb auf seiner Schule ruhig, ohne durch die Beschwörungen und Formeln des Mönches in Leibes- oder Seelen-Leiden gesetzt werden, bis

er endlich, da er erfahren hatte, daß die sonst immer treüe Magd in Verdachte gekommen war, von selbst das Bekenntniß that, und den Ring freywillig wieder zurükk gab.

Aus dieser Geschichte lernen wir, 1) wie die vorgeblichen Zauberer oder Beschwörer und der Glaube an ihre Kunst, oft ganz unschuldige Personen in den Verdacht einer schlechten That bringen und ihrem ehrlichen Namen einen Schandflekken anhängen, ja sie wohl manchen Mißhandlungen aussetzen können; 2) daß es eitel Lug und Betrug sey, wenn dergleichen Zauberer oder Beschwörer vorgeben, daß sie durch ihre Beschwörungen einem Diebe Angst und bange machen, oder ein körperliches Übel zufügen und ihn dadurch zur Zurükkgabe des Gestohlenen bringen können.

„Aber", sagen die Abergläubischen, „man hat doch viele Beyspiele, daß Diebe das Gestohlene wiedergebracht haben, wenn der Bestohlene einen Zauberer zu Rathe gezogen hat." — Das ist ganz richtig; wie das aber zugeht, lehrt folgende Geschichte:

Ein reicher Bauer hatte ein Schwein geschlachtet und solches, weil er an dem Tage keine Zeit mehr hatte, es zu zerhakken, in seiner Scheüne hangen lassen. Einer seiner Nachbarn, der dieß wußte, war des Nachts von hinten in die Scheüne gebrochen und hatte das Schwein für sich gehohlt. Der Bestohlene, der am andern Morgen seinen Verlust wahrnahm, fing an gewaltig zu toben und zu lärmen, und schwur,

daß er sichs eine Carolin wolle kosten lassen, um seinen Dieb herauszubringen. Er schikkte auch sogleich seinen Knecht zu Pferde fort, um einen 2 Stunden von dem Dorfe entfernt wohnenden Wundermann hohlen zu lassen. Dieser kam, ließ sich den Vorfall erzählen, und sagte dann, indem er heraus auf den Hof trat, wo das Gesinde arbeitete: sagt mir lieber Mann, wollt ihr, daß Eüer Dieb, wenn er Eüch bis morgen früh das Schwein nicht wieder bringt, erblinde oder erlahme. „Kreüzlahm", rief der erzürnte Bauer, „kreüzlahm soll der Kerl werden!" Gut! sagte der Wundermann, bringt mir nur 3 Klauen und 3 Borsten von dem gestohlenen Schweine. Der Bauer las diese Dinge im Hofe zusammen, und überreichte sie dem Wundermann. Dieser schritt nun gravitätisch um das Haus und um die Scheüne herum, hub da ein paar Steine auf, und schien etwas unter einem unverständlichen Gemurmel darunter zu legen, grub dort ein Grübchen in die Erde, und schien etwas aus einem Gläschen hineinzugießen, und machte mit seinem Stokke allerley Zeichen in die Luft. Darauf nahm er Abschied, und sagte beym Weggehen: wenn Ihr morgen Eüer Schwein nicht wieder habt, so laßt mirs sagen, in 3 Tagen soll dann Eüer Dieb kreüzlendenlahm seyn, und sich nicht von der Stelle bewegen können. Das alles sahen und hörten die Dienstboten und viele Nachbarn, und in kurzer Zeit war die ganze Geschichte im Dorfe bekannt, und man war auf nichts begieriger, als wer nach 3 Tagen lahm seyn würde. — Als der

Bauer am nächsten Morgen aufstand, und in seinen Stadel ging, siehe! da hing sein Schwein wieder, ohne daß nur ein Stükkchen davon wäre herunter geschnitten gewesen. Das ist ein Wundermann! hieß es nun im ganzen Dorfe, der weiß, wie man die Diebe kriegt! Indessen war der Wundermann nichts als ein verschlagener und listiger Mann, der sich die Dummheit und den Aberglauben der Bauern zu Nutz zu machen wußte. Absichtlich wär er heraus in den Hof gegangen und hatte da mit dem Bauern gesprochen; absichtlich hatte er vor aller Augen seinen Hokus Pokus gemacht, und nur zum Scheine hatte er sich 3 Klauen und 3 Borsten von dem Schweine geben lassen. Er wußte wohl, daß auf diese Weise dem Diebe alles zu Ohren kommen würde, was er sprach und sonst vornahm, und daß dieser, eben so aberglaübisch wie die übrigen Bauern, an seine Zauberkünste glauben, die Lähmung seiner Glieder fürchten und aus Furcht das Schwein zurükkbringen würde. Und wie er gedacht, so geschahe es. Wäre der Dieb frey vom Aberglauben gewesen, so würde er sich wenig um die Possen des vorgeblichen Wundermannes und um seine Drohungen bekümmert und das Schwein nach und nach mit gutem Appetit verzehret haben.

Sollte indessen doch noch jemand glauben, daß manche Leüte wirklich zaubern und durch ihre Kunst Diebe zur Rükkgabe des Diebstahls nöthigen können, der bedenke doch noch Folgendes: Es werden oft so beträchtliche Diebstähle verübet, daß die Bestohlenen große Summen als Beloh-

nung für denjenigen aussetzen, der die Diebe zu entdekken im Stande ist. Nun sollte man denken, daß die sogenannten Wundermänner oder Zauberer gleich bey der Hand wären, um diese Summen zu verdienen. Allein das ist der Fall nicht; sie gehen nicht hin und sagen: ich will durch meine geheime Kunst den Dieb entdekken oder ihn nöthigen, das Gestohlene wieder zu bringen. Warum thun sie denn aber dieses nicht, da doch große Belohnungen so sehr reitzen? Weil sie wohl wissen, daß ihre vorgebliche Kunst nicht weit her ist, und daß sie bey Vernünftigen, oder wenn die Sache vor die Obrigkeit käme, nur in Schanden bestehen würden. Sie warten wohlweislich nur, bis ein Einfältiger zu ihnen kommt, weil sie wissen, daß sie einen solchen auf irgend eine Art leicht taüschen können.

Zu D. lebten 2 Bauern als Nachbarn lange in Friede und Freündschaft mit einander. Einst aber stiegen die Kinder des einen — er hieß Limmer — in den Garten des Andern, der Wunder hieß, und leerten einen Obstbaum nicht nur ab, sondern beschädigten ihn auch an seinen Ästen und Zweigen sehr bedeütend. Dieß gab zu einem heftigen Zank und zu einer bittern Feindschaft Veranlassung. Wunder verlangte Schadenersatz, Limmer wollte ihn aber nicht leisten. W. darüber aufgebracht, nahm sich vor, Rache an seinem Feinde zu üben, und ging deßhalb zu einer in der Gegend wohnenden, und für eine Zauberin geltenden Frau, und verlangte von ihr,

daß sie seinem Nachbar einen Tort *) anthun sollte. Ja, ja! sagte die alte Vettel, das will ich schon thun, wenn Ihr mir nur ein Paar alte Schuhe oder Strümpfe von ihm verschaffen könnt. W. meinte, das würde freylich schwer halten, doch wolle er sehen, und ging fort. Unterweges dachte er nach, wie er sich die verlangten Kleidungsstükke am leichtesten verschaffen könnte, und da kam er auf den Gedanken, seiner Nachbarinn, wenn sie ihre Wäsche wieder, wie sie zu thun pflegte, in ihrem Garten zum Trokknen aufhängen würde, ein Paar Strümpfe ihres Mannes heimlich zu entwenden. Gedacht, gethan! Nach einiger Zeit kam also der rachsüchtige Bauer wieder zur klugen Frau, und übergab ihr die Strümpfe. Ihr müßt mir, sprach diese, aber auch meinen Lohn gleich bezahlen, sonst hilft mein Zaubersegen nichts. Wie viel verlangt Ihr denn? sprach der Bauer. Ich darf nichts fordern, war die Antwort; aber gute Bezahlung thut gute Wirkung. Da reichte ihr der Bauer einen ganzen Gulden, und versprach ihr noch eine dürre Spekkseite. Nun geht in Gottes Namen, sprach jetzt die Alte, Ihr werdet Euren gottlosen Nachbarn bald jammern hören; denn die Schmerzen werden ihm keine Nacht Ruhe lassen. Wunder erwartete nun, daß sein Nachbar Limmer bald würde von irgend einem schmerzhaften Leibesgebrechen

*) Einem einen Tort anthun lassen heißt im Munde des gemeinen aberglaubischen Mannes so viel als: einen durch Zauberey krank machen lassen.

befallen werden; allein er wartete vergebens. Limmer blieb gesund und stark, und verrichtete seine Geschäfte nachher wie vorher. Darob ärgerte sich Wunder, und er ging zu seiner Zauberin, ihr Vorwürfe deßhalb zu machen, brachte ihr aber doch die versprochene Spekkseite mit. Was wollt Ihr da viel sagen? sprach die gewandte und listige Betrügerin; wißt Ihr denn, ob es den Mann nicht in seinen Füßen und Beinen sticht und brennt und reißt, als wenn er in der Hölle wäre? Er läßt sich nur nichts davon merken, damit Ihr die Freüde nicht haben sollet, ihn leiden zu sehen. Nun schloß sie eine alte Truhe, die mit 3 Schlössern verwahrt war, auf, zog die neülich empfangenen, und schon für einen solchen Besuch bereit gehaltenen, Strümpfe daraus hervor, und hielt sie dem Bauern mit den Worten: „da schaut her!" vor die Augen. Dieser erschrak fast über den Anblikk, denn die Strümpfe waren durch und durch mit alten Schuhnägeln, und Nadeln, und Dornen gleichsam bespikkt, und an vielen Stellen schien es, als wenn frisches Blut erst herausgedrungen wäre. — „So sieht es aus!" sprach der einfältige und betrogene Bauer; „Nun bin ich schon zufrieden!" und ging wieder fort. „Es wird wohl bald noch ärger kommen!" rief die Alte nach, „gebt nur Achtung!" — Als er heim kam, sah er seinen Nachbar über den Hof hinken. Ja, meiner Treü, es kommt ärger! sagte er leise vor sich hin, und freüete sich, daß ihm nun sein Rache-Stükklein so gut gelungen sey, und er nun sein Müthlein

an seinem Feinde kühlen könne. Indessen rührte aber Limmers Hinken nicht von den, nur zur Taüschung vorgemachten, Gaukeleyen der alten Zauberin, sondern davon her, weil ihm in der Scheüne ein schwerer Klotz, den er aufstellen wollte, auf den Fuß gefallen war, und ihn stark gequetschet hatte; und nach wenigen Tagen konnte der Mann schon wieder, ohne viel zu hinken, gehen und bald war er ganz wieder hergestellt, und weder in den Füßen noch in den Beinen verspürte er ein höllisches Stechen, Brennen oder Reißen, welches man leicht daraus erkennen konnte, daß er in jeder Witterung seinen Geschäften auf dem Felde und im Walde nachging, und dabey immer lustig und vergnügt war.

Wer aus dieser Geschichte nicht die Überzeügung schöpft, daß alle vorgeblichen geheimen Künste der sogenannten klugen Männer und Frauen eitel Lug und Betrug sind, von dem kann man auch sagen: er hat Augen und siehet nicht; er hat Ohren und höret nicht.

Nro. X.

Von den Anzeichen oder Vorbedeütungen.

4) Von der Klagemutter, der Todten-Uhr und dem Todten- (Sterbe-) Vogel.

Viele Menschen glauben, daß nahe bevorstehende Todes- und andere Unglükksfälle biswei-

len denen, welche davon sollen betroffen werden, durch verschiedene Zeichen vorher angezeiget werden. Dergleichen Zeichen nennet man gewöhnlich Anzeichen, Vorbedeütungen. Von diesen Anzeichen bemerken wir vor allem das Heülen der Klagemutter, das Pochen der Todten-Uhr, und das Schreyen des Todten-Vogels.

Unter der Klagemutter verstehen die Einfältigen und Unwissenden ein gewisses, ins Geisterreich gehöriges, Wesen, das bald als ein großer, unförmlicher Klumpen, bald als ein schwarzer Hund, bald als eine Katze, bald als ein altes Mütterchen vor einem Hause liegen oder sitzen, und ganz jämmerliche Klagetöne hören lassen soll. Diese Klagetöne sollen denn einen Todesfall, eine Feüersbrunst oder sonst ein großes Unglükk den Bewohnern des Hauses, vor welchem sie gehört werden, anzeigen.

So wenig es aber Gespenster gibt, so wenig gibt es auch eine Klagemutter. Es ist dieß ein bloß von einfältigen Leüten erdichtetes Wesen, zu dessen Erdichtung heülende Katzen und Hunde Veranlassung gegeben haben. Denn da das Geheül dieser Thiere oft wirklich wie ein Jammergeheül unglükklicher Menschen lautet, und man nicht immer genau nach seinem Ursprunge forschte; so konnte es leicht geschehen, daß es Aberglaübische einem Wesen aus dem Geisterreiche zuschrieben. Daß man aber dieses Geheül für einen Vorboten trauriger Ereignisse hielt, ist nicht sehr zu verwundern, da es, wenn man es so in der stillen

Mitternacht hört, wirklich recht kläglich, ja oft schauerlich lautet.

Die sogenannte Todten-Uhr ist nichts anders, als ein winzig kleines Insect ein Käferlein, etwa 2 bis 3 Mahl so groß als ein Hirsekorn, dessen Aufenthaltsort altes Holzwerk ist. Es liegt in der Natur dieses Thierchens, daß es in seiner Wohnung oft thätig ist, und darin leise, nur in der Stille der Nacht leicht zu hörende, Schläge, welche fast wie das Pikken einer Taschen-Uhr lauten, verursachet. Da die wenigsten Leüte dieses Käferchen zu sehen bekommen, und diejenigen, welche es sehen, nicht alle wissen, daß von ihm gedachte Schläge herrühren; so war es, bey dem Hange der Menschen zum Aberglauben, wieder sehr natürlich, daß man gedachte Schläge einer geheimnißvollen Ursache zuschrieb, und sie, da man glaubte, sie zeige die abgelaufenen Lebensstunden eines Menschen an, die Todten-Uhr nannte.

Der sogenannte Todten- oder Sterbe-Vogel ist das Käuzlein, ein Vogel, der zu dem Geschlechte der Nachteülen gehört. Die Nachteülen aber können beym hellen Tageslicht nicht sehen, weil es sie blendet, weßwegen sie sich bey Tage in altem Gemaüer, in Felsritzen und in hohlen Baumstämmen verborgen halten, und nur des Nachts auf ihren Raub ausfliegen. Es fügt sich oft, daß, besonders auf dem Lande, so ein Kaüzlein an das Fenster oder den Laden einer Krankenstube kommt, und dort ein Geräusch macht. Der Aberglaübische meint dann, das Thier zeige

den nahe bevorstehenden Tod des Kranken an, und nannte es daher Todten-Vogel. An manchen Orten versteht man aber unter dieser Benennung auch das Rothschwänzchen, weil man glaubt, daß, wenn es sich auf ein Haus setze, und sein ihm natürliches Geschrey, welches fast wie mit! mit! lautet, hören lasse, ein Mensch daraus sterben müsse.

2) Von verschiedenen andern Anzeichen oder Vorbedeütungen.

a) Wenn vor oder in einem Hause die Hunde oder Katzen heülen; wenn ein starkes Gepolter auf dem Boden entsteht, wenn eine Thür für sich selbst aufspringt; wenn es einen starken Knakks in einer Stube thut; wenn sich unvermuthet ein Heimchen im Hause hören läßt und langsam zirpt: so soll sich im Hause bald ein Todesfall ereignen.

Natürliche Veranlassung dieser Ereignisse. Hunde und Katzen heülen, um unangenehme Empfindungen, die durch allerley Umstände in ihnen können erregt werden, auszudrükken. So heülen oft Katzen, besonders im Februar und März, wo sie sich begatten, wenn sie auf einander erboßt sind, und Hunde, wenn sie Glokkengelaüte hören, oder den Mond sehen, oder eingesperrt sind. — Ein Gepolter auf dem Boden kann durch Katzen, Ratten, Iltisse, Marder und durch einen Windzug veranlaßt werden, wenn dadurch nämlich altes Gerümpel, oder ir-

gend ein Geräthe umgeworfen wird. — Eine Thür kann, wenn sie nicht recht zu, oder das Schloß schlecht ist, durch einen Luftzug aufgestoßen werden. — Wenn es im Sommer warm ist, so schwindet alles Holzwerk, also das auch der Geräthschaften in einer Stube. Schwindet aber an solchen Dingen das Holz, so springen diejenigen Theile, welche zusammen geleimt sind, von einander, und dieß geschieht gewöhnlich mit einem starken Knakks. — Wenn im Sommer Heü eingefahren wird, so kommen leicht Heimchen mit in solche Haüser, wo vorher keine waren, und das geschwinde oder langsame Zirpen hängt von zufälligen Umständen ab.

b) Wenn in der Christnacht ein Reif an einem hölzernen Gefäße springt; so soll im Laufe des Jahres ein Mensch aus dem Hause sterben.

Natürliche Veranlassung dieses Ereignisses.

Schlechte Reife springen, wenn sie zu sehr gespannt sind, das ganze Jahr hindurch, insbesondere aber bey feüchter Witterung, wo die Dauben der Gefäße die Feüchtigkeiten aus der Luft anziehen, durch welchen Umstand sie anschwellen. Wenn nun, wie der Fall oft ist, um Weihnachten naßes Wetter ist, so ist es natürlich, daß mancher Reif springt.

c) Wenn in einer Krankenstube die Lichter matt und dunkel brennen; wenn sich, im Fall der Kranke das heil. Abendmahl empfangen hat, der Rauch von der dabey gebrauchten und dann

ausgelöschten Kerze nach der Stubenthür zieht: so soll dieß ein Zeichen seyn, daß der Kranke nicht genesen werde.

Natürliche Ursachen dieser Ereignisse.

Die schlechte, verdorbene Luft, die sich oft in Krankenstuben befindet, ist die Ursache, warum oft die Lichter daselbst dunkel brennen. Denn jedes Licht, das lebhaft brennen soll, muß sich in reiner, frischer Luft befinden. — Das Ziehen des Rauches von einer ausgelöschten Kerze hängt von dem Luftzuge ab, der gerade in der Stube Statt findet, und dieser hängt wieder vom Winde im Freyen und von der Lage und Beschaffenheit der Thüren und Fenster ab.

d) Wenn eine Henne in einem Hause kräht, oder ein ungewöhnlich kleines Ey legt; so soll bald ein Unglükk über die Bewohner des Hauses hereinbrechen.

Natürliche Ursachen dieser Erscheinungen.

Wenn eine Henne zu gut gefüttert wird, so wird sie, wie man sagt, frech, und sie fängt an zu krähen. Hat aber eine Henne nicht genug Kraft zur gehörigen Ausbildung ihrer Eyer, so bleiben diese klein.

e) Wenn jemand eine Reise macht, und es lauft ihm ein Hase über den Weg, so soll die Reise nicht glükklich ablaufen.

Natürliche Veranlassung dieses Ereignisses.

In Gegenden wo es viele Hasen gibt, kann ein solches Thier leicht durch einen Hund, einen Fuchs, einen Raubvogel aufgejagt, oder durch irgend ein Bedürfniß veranlaßt werden, eine Strekke zu laufen, und da rennt es natürlich auch über Fuß- und Fahrwege.

f) Wenn jemand ein Haus bauet, und es fährt beym ersten Hieb, den die Zimmerleüte in das dazu bestimmte Holz thun, ein Funken heraus, so soll dieß Haus abbrennen.

Natürliche Veranlassung dieser Erscheinung.

Ein Steinchen, ein Sandkorn, worauf die Axt des Zimmermannes trifft, bewirkt einen Funken, so wie die Hufeisen eines Pferdes, wenn dieses über ein Pflaster laüft.

g) Wenn sich ein Komet am Himmel zeigt, so bedeütet dieß Krieg oder Theürung.

Was sind Kometen?

Kometen sind Sterne wie die Planeten, nur daß sie noch einen Schweif nach sich ziehen. Sie machen in länglichen Kreisen ihre Wege um die Sonne, wie alle Planeten auch. Aber ihre Wege führen sie oft so weit in den unermeßlichen Himmelsraum hinein, daß sie unsern Augen entschwinden, und oft nur nach langen Zeiträumen von 100—500 Jahren wieder sichtbar werden. Ihr

Erscheinen und Verschwinden geht eben so natürlich zu, und richtet sich nach bestimmten Regeln, wie der Auf- und Untergang oder die Abwechslungen des Mondes.

So gibt es noch eine große Menge von Ereignissen, die, ob sie gleich eben so, wie die erst angeführten, ihre natürlichen Ursachen und Veranlassungen haben, für Vorboten besonderer Unglükksfälle angesehen werden.

Allein wenn wir vernünftig über diese Sache nachdenken, so finden wir bald, daß nur Unwissende und Abergläubische auf dergleichen Anzeichen achten, sie für gegründet halten und sich dadurch schrekken lassen können.

Denn wer weiß denn die Zukunft, und wer sieht voraus, was jedem Menschen in derselben bevorstehet und begegnen wird? Nicht leblose Körper, nicht unvernünftige Thiere, nicht einmahl des Menschen Seele; sondern nur der allwissende Gott allein. Wußten doch nach Matth. 24, 36. nicht einmahl die Engel im Himmel den Tag, an dem die Strafgerichte Gottes über die Juden hereinbrechen sollten, vorher. Wenn demnach die Ereignisse, die man für Vorbedeütungen hält, auch wirklich Vorbedeütungen seyn sollten; so müßte sie Gott besonders veranstalten und unmittelbar bewirken. Dieß kann aber kein vernünftiger Mensch glauben, weil Gott dann etwas thäte, was schnurstrakks gegen seine Weisheit und Güte liefe. Gegen seine Weisheit, weil alle die vorgeblichen Vorbedeütungen keinem Menschen etwas nützen, indem sie

niemanden in den Stand setzen, einem ihm bevorstehenden Unglükke auszuweichen; gegen seine Güte, weil sie (die seynsollenden Anzeichen) den Menschen nur unnöthiger Weise Furcht und Angst einflößen, und sie dadurch in ihrem frohen Lebensgenusse stören, ja oft wohl gar Veranlassung ihres frühern Todes werden. Denn wenn z. B. ein Kranker auf die Todtenuhr, auf das Brennen der Lichter, auf den Zug des Rauches der bey seiner Communion gebrauchten Kerze ꝛc. achtete; so könnte ihn leicht die Todesfurcht, die durch dergleichen Anzeichen bey ihm entstehen könnte, tödten. Weit wohlthätiger ist für uns die Verbergung unserer künftigen Schikksale, als ihre Entdekkung. Mit Recht sagt daher ein Dichter:

Gütig hüllt in Finsternissen
Gott die Zukunft ein;
Deütlich sie vorauszuwissen,
Würde Strafe seyn.

Zwar berufen sich die Abergläubischen auf die Erfahrung und sagen: schon oft hat einen Menschen, nach erhaltenem Anzeichen, ein Unglükksfall betroffen. Allein das war ein bloßes zufälliges Zusammentreffen gewisser Umstände und Ereignisse, ohne daß man annehmen darf, daß durch das vorhergehende Ereigniß das darauffolgende ist angezeigt worden. Denn es gibt auch viele tausend Fälle, wo auf ein Ereigniß, welches man gewöhnlich für die Vorbedeütung eines Unglükks hält, kein Unglükk erfolgt ist. Hunde und Katzen heülen — um nur ein Bey-

spiel anzuführen — gar oft und bey verschiedenen Veranlassungen. In einem etwas großem Dorfe nun, wo viele dergleichen Thiere gehalten werden, kann man auch in und vor vielen Haüsern ihr Geheül oft hören. Aber in einem solchen Dorfe stirbt denn wohl auch alle 14 Tage oder 3 Wochen ein Mensch, und da kann es sich ja gar leicht treffen, daß kurz vorher, ehe ein Mensch stirbt, die Katzen oder Hunde in, oder vor, oder nahe bey seinem Hause heülen. Wer wird aber daraus schließen, daß dieses Geheül einen Todesfall anzeige? Wenn dieß wirklich der Fall wäre, so müßte ja jedes Mahl, wenn gedachte Thiere in oder vor einem Hause heülen, ein Mensch daraus sterben. Dieß ist aber durchaus nicht der Fall; denn der Verfasser kennt Haüser, aus denen in 20 Jahren kein Mensch gestorben ist, ob gleich alle Jahre Katzen und Hunde in und vor demselben heülen.

Nach dieser Belehrung werdet ihr eüch, meine lieben Leser, also wohl nie durch ein Ereigniß, welches Abergläubische für eine Vorbedeütung halten, in eürer Ruhe oder auch in einem wohl überlegten und mit Gott angefangenen Unternehmen stören lassen; sondern viel mehr bey eüch denken: **Wer den Herrn fürchtet, der darf vor nichts erschrekken, noch sich entsetzen, denn er ist seine Zuversicht.** Sir. 34, 16.

Nro. XI.

Von den Traümen.

Wer bedenkt, daß uns Gott aus weiser Güte unsere künftigen Schikksale verborgen habe, und daß er uns über die Art und Weise, wie wir unser wahres Wohl befördern sollen, durch unsere Vernunft und die heilige Schrift belehrt, der wird es gewiß gern glauben, wenn wir ihm sagen, daß Traüme nichts zu bedeüten haben, daß uns Gott dadurch weder unsere künftigen Schikksale, noch seinen Willen bekannt macht. Wollte er uns aber nicht glauben, nun! so beherzige er doch, was Jesus Sirach im 34. Kap. sagt, wo es also heißt: Unweise Leüte betrügen sich selbst mit thörichten Hoffnungen, und Narren verlassen sich auf Traüme. Wer auf Traüme hält, der greift nach dem Schatten, und will den Wind haschen. Traüme sind nichts anders, denn Bilder ohne Wesen. Eigene Weissagung und Deütung sind nichts, und machen doch einem schwere Gedanken. Traüme betrügen viele Leüte, und am Ende schlägt denen, die darauf bauen, alles fehl.

Diese Belehrungen eines so erfahrenen und weisen Mannes, wie Sirach war, sollten billig jeden vor der Thorheit bewahren, auf Traüme zu achten, und Traumbücher zu lesen, und ihren Deütungen, die bloß von einfältigen, oder betrügerischen Menschen herrühren, Glauben beyzumessen. Vor allem sollten sich Lottospieler dadurch warnen lassen, auf sogenannte Traum-

Nummern zu setzen, weil sie sonst sich großen Schaden zuziehen können. Denn es lehrt es die tägliche Erfahrung an tausend und aber tausend Beyspielen, daß denen, die auf Traum-Nummern ganz besonders bauen, am Ende alles fehl schlägt, und daß sie an statt reich zu werden, in Armuth gerathen. Der Verfasser kennt einen Mann, der seit 30 Jahren, zwar nicht unausgesetzt, aber doch so oft als ihm oder den Seinigen Nummern traümten auf diese Nummern in die Lotterie gesetzt und gemeint hat, er müsse endlich auf diese Nummern einen bedeütenden Gewinn machen, und dadurch seine harte Lage verbessern. Aber alles war vergeblich. Der Mann hat bis jetzt so an die 600 fl., die ihm, wenn er sie nun beysammen hätte, gute Dienste thun würden, verspielt, und höchstens bisweilen 15 kr. ein einziges Mahl nur 5 fl. gewonnen.

Auf die Einwendung, daß doch Gott in alten Zeiten manchen Menschen in Traümen etwas geoffenbaret habe und dieses daher vielleicht auch heüt zu Tage thue, achtet kein Vernünftiger mehr. Denn seitdem Gott die Menschen durch Jesum auf eine so deütliche Weise hat belehren lassen, thut er niemanden mehr etwas durch Traüme kund, welches ja nur eine sehr dunkle Art der Belehrung wäre, bey deren Auslegung man sich hundert Mahl irren könnte.

Zwar fehlt es nicht an Erzählungen von Fällen, wo auch in unsern Zeiten Menschen im Traume vorher gesehen haben sollen, was ihnen nachher wirklich begegnet ist. Allein, da man

gewöhnlich nicht weiß, was an solchen Erzählungen wahr, was erdichtet ist: da es ferner sehr natürlich zugeht, wenn einem Menschen das was er in der Folge unternehmen will, oder das, was er fürchtet, oder hoffet, oder wünschet, in einem Traume, der nachher ausgehet, vorkommt: so ist auf dergleichen Erzählungen weiter nicht viel zu achten, und sie können für den Vernünftigen kein Grund seyn, an eine besondere Bedeütsamkeit der Traüme zu glauben.

Einer Offiziersfrau, deren Mann mit im Kriege war, traümte es einst sehr deütlich, daß sie auf einer großen Ebene sey, dort herum viele Todte und darunter auch ihren Mann liegen sehe. Darüber wurde sie nun sehr niedergeschlagen, denn sie glaubte nicht anders, als daß ihr dadurch der Tod ihres Mannes angedeütet sey. Nach 14 Tagen erhält sie die Nachricht, daß ihr Mann in einem hitzigen Treffen mit ums Leben gekommen.

War dieses nun nicht ein bedeütungsvoller, die Zukunft enthüllender Traum? Angenommen, er sey es gewesen, so fragen wir: was hat er denn nun der Frau genützt? Ist sie etwa dadurch in den Stand gesetzt worden, ihres Mannes Leben zu retten, oder sich sonst einen Vortheil zu verschaffen? Keinesweges! Vielmehr hat er nur die Besorgniß und Angst um das Leben ihres Mannes vermehrt, und sie um 14 Tage frohern Lebensgenusses gebracht. Wir glauben daher, daß der Traum auf eine sehr natürliche

Art in ihrer Seele entstanden und sein Ausgang ein bloßer Zufall war. Die Frau dachte gewiß sehr oft, und also wohl auch beym Einschlafen, an ihren Mann und an die Gefahr, in der er, wie jeder Soldat im Kriege, schwebte. Damit mag sich denn der Gedanke an ein Schlachtfeld und an die vielen darauf liegenden Todten verbunden haben. Was sie so wachend und beym Einschlafen dachte, das kam ihr im Traume vor. Denn das ist hundert und tausend Mahl der Fall, daß wir von dem traümen, woran wir wachend denken. Daß nun aber ihren Mann gerade das Unglükk traf, das ihr wachend und im Traume vorschwebte, war eine gewöhnliche Folge einer Schlacht, in der so viel Tausende in wenig Stunden niedergemetzelt werden. Hätte zufälliger Weise dieser Offizier am Tage der Schlacht etwa einen Auftrag von seinem General bekommen, Briefschaften an einen, im Rükken seiner Armee liegenden, Ort zu bringen, so daß er nicht bey der Schlacht hätte seyn können; so würde seine Frau unter den angegebenen Umständen denselben Traum gehabt haben, er aber doch am Leben geblieben seyn.

Nro. XII.

Vom Wahrsagen.

1) Von wahrsagenden Menschen.

Es gibt Menschen, welche von sich behaupten, daß sie allen denen, von welchen sie darum befragt würden, ihre künftigen Schikksale voraus sagen könnten; und zwar behauptet der eine, daß er sie (die künftigen Schikksale) aus den Linien der Hand, der andere, daß er sie aus der Lage der einzelnen Blätter eines Kartenspiels, der dritte endlich, daß er sie aus den Figuren, welche der flüssige Kaffee-Satz an den Wänden einer Kaffee-Schale bildet, erkennen könne. Man nennt dergleichen Leüte Wahrsager und diejenigen, welche sich bey der Ausübung ihrer Kunst der Karten bedienen, auch Kartenschläger.

Wenn man fragt: wer sind denn die Leüte, welche vergeben, daß sie im Besitze der Wahrsagerkunst seyn? so muß man antworten: es sind meistens Leüte aus dem niedrigsten Pöbel, die so unwissend sind, daß viele derselben nicht einmahl lesen und schreiben können; die ferner dem Müssiggange, dem Trunke, der Waschhaftigkeit und andern Lastern sich so ergeben haben, daß man sie für recht schlechte und gottesvergessene Menschen halten muß. Schon dieser Umstand sollte diejenigen, welche solche Menschen über ihre künftigen Schikksale befragen wollen, mißtrauisch machen, und sie sollten billig bey sich denken: wie? solch niedriges, unwissendes, loses Gesin-

del sollte Gott so hoch erleüchtet haben, daß es im Buche der Zukunft sollte lesen können, indeß den gelehrtesten und rechtschaffensten Menschen dieß Buch verschlossen bleibt? Wenn sie aber gar bedächten, daß die heil. Schrift (5 Mos. 18, 10. 11.) ausdrüklich sagt, daß die Zeichendeüter — und darunter gehören die sogenannten Wahrsager, denn sie wollen ja die Linien in der Hand, die Zeichen in den Kaffee-Schalen und Karten deüten — dem Herrn ein Graüel sind, die das Israelitische Volk aus seiner Mitte ausstoßen sollte; so sollten sie nicht einen Augenblikk an der Behauptung zweifeln: daß die Wahrsager die listigsten und abgefaümtesten Betrüger sind, die sich die Einfalt, und die Leichtglaübigkeit Anderer zu Nutze machen, um sie um ihr Geld zu prellen, und davon im Müssiggange leben zu können. Indessen wollen doch noch immer viele Menschen sich von der Wahrheit dieser Behauptung nicht überzeügen lassen; sondern laufen und rennen zu den gedachten Betrügern, als wenn es Gesandte Gottes wären. Solche Menschen sind zu bedauern und zu beklagen, denn sie stellen sich selbst als Unvernünftige, von dem gröbsten Aberglauben Befangene, und als Verächter des Wortes Gottes dar, und geben listigen Betrügern, was sie vielleicht Nothleidenden Armen entziehen.

Da ihr, meine lieben Leser, eüch gewiß nicht gern von vernünftigen, aufgeklärten und gottesfürchtigen Menschen für unvernünftig und

abergläubisch und für Verächter des Wortes Gottes werdet wollen halten lassen; so werdet ihr hoffentlich in eürem ganzen künftigen Leben eüch hüten vor allen Wahrsagern und Kartenschlägern, und nie zu ihnen gehen, um von ihnen eüre künftigen Schikksale, von denen sie so wenig wissen, als ein neügebornes Kind, zu erfahren. Um eüch in diesem Vorsatze, wenn ihr ihn gefaßt habt, noch mehr zu bestärken, und eüch vollkommen zu überzeügen daß es eben so wenig eine Wahrsager- als eine Zauberkunst gebe, will ich eüch jetzt einige Geschichten erzählen.

In F., einem Dorfe an der Eger *), lebte vor ungefähr 16 Jahren ein Mann, der weit und breit für den zuverlässigsten Wahrsager und Zauberer gehalten wurde. Es kamen daher immer Leüte 3—5 Stunden weit her zu ihm, die sich theils aus der Hand ihre künftigen Schikksale voraussagen ließen, theils von ihm verlangten, daß er ihnen wieder zu ihrem verlornen oder gestohlnen Gute helfen möchte. So oft im Wirthshause von diesem Manne die Rede war, so oft erzählte bald der eine, bald der andere der anwesenden Bauern ein Stükkchen, welches ein Beweis von der Zuverlässigkeit der Kunst

*) Die hier gemeinte Eger — denn im Ries gibt es auch einen Fluß dieses Namens — entspringt auf dem Fichtelberge.

dieses Mannes seyn sollte. Dem einen hatte er einen Glükksfall, dem andern einen Unglükksfall, dem dritten eine Gevatterschaft, dem vierten eine Trauer, dem fünften einen Prozeß dem sechsten baldige Verheirathung u. s. w. vorausgesagt und jede dieser Voraussagungen sollte immer pünctlich eingetroffen seyn. Auch wollte man wissen, daß er schon viele Diebe zur Zurükkgabe des Gestohlenen, genöthigt, und manche verlorene Sachen wieder endekkt habe.

Einst hatte sich dieser Mann ein Schwein gemästet und war nun daran es zu schlachten. Der Tag hierzu war bereits anberaumt, das nöthige Gewürze zu den zu verfertigenden Würsten wurde eingekauft, und der Metzger bestellt. Als dieser des Morgens erschien, und man nun nach dem Schweinstall wanderte, um dessen fetten Bewohner herauszuhohlen, siehe! da war der Stall leer. Ein paar Gauner waren dem Wundermann zuvorgekommen, und hatten das Schwein in der Nacht gehohlt, um sich für ihre Person mit dessen Fleisch gütlich zu thun.

Die Bauern im Dorfe wunderten sich, daß der Mann, der schon so vielen Andern aus der Hand vorhergesagt hatte, was ihnen bevorstund, dieß Mahl seine Kunst nicht an sich selbst ausgeübt habe, und den Dieben zuvorgekommen sey. Thut nichts! sagten einige; denn ehe 24 Stunden vergehen, hat der Mann sein Schwein wieder. Denkt an mich! Allein es waren 24 Stunden, es waren Tage und Wochen vergangen, und der Wundermann hatte sein Schwein immer

noch

noch nicht wieder erhalten. 's ist doch curios, sagten die Bauern im Wirthshause zu ihm, daß Ihr Eüch mit Eürer Kunst Eüer Schwein nicht wieder verschaffen konntet! Ja, sagte der Wundermann, wären die Spitzbuben nur nicht gleich über ein fließendes Wasser gegangen, sie sollten mir nicht weit gelaufen seyn!

Bald nach dieser Begebenheit kamen ein paar Gerichtsdiener zu unserm Wundermann, und beteüteten ihm, daß er ihnen folgen solle. Er wurde ins Gefängniß gebracht, und $\frac{1}{4}$ Jahr darauf ins Zuchthaus abgeführt. Es war nämlich herausgekommen, daß er an einem, 6 Jahre vorher in der benachbarten Stadt verübten, großen Diebstahle Theil genommen hatte.

Aus dieser Geschichte sieht man recht deütlich,

1) daß die vorgebliche Wahrsagerkunst des Mannes nichts als Betrug war, und daß er so wenig als ihr, meine lieben Leser, in die Zukunft sehen konnte. Denn hätte er dieß gekonnt, so hätte er sein Schwein geschlachtet, ehe als es gestohlen worden wäre, und seiner Gefangenschaft wäre er sicherlich durch die Flucht entgangen;

2) wie es diese Art von Betrügern machen, um sich bey ihrem Ansehen so lange als möglich zu erhalten. Sie haben nämlich, wenn sie merken, daß man Ursache habe, Mißtrauen in ihre Kunst zu setzen, immer eine Ausflucht bey der Hand, womit sie die Einfältigen und Leichtglaübigen leicht taüschen können. So sagte unser Wundermann, daß er nur deßwegen die Diebe nicht

habe nöthigen können, ihm sein Schwein zurükkzubringen, weil sie bereits über ein fließendes Wasser gegangen gewesen wären, als er seine Kunst anwenden wollte;

3) daß der Kerl den Leüten nur solche Begebenheiten vorausgesagt habe, die sich im menschlichen Leben ja beynahe täglich zutragen, die man also fast jedem Menschen prophezeihen kann. Denn wer nur eine etwas weitlaüftige Verwandtschaft hat, bekommt in seinem Leben gewiß oft eine Trauer, oder eine Gevatterschaft, Glükks- und Unglükksfälle wechseln im menschlichen Leben ja fast immer mit einander ab, und es gehört gar keine besondere Kunst dazu, um dem Einen sagen zu können: dir steht ein Glükks- dem Andern: dir steht ein Unglükksfall bevor. Da der Glükks- oder Unglükksfall nie genau bestimmt, und auch die Zeit, wann er sich zutragen soll nicht angegeben wird; so mag dem, dem so etwas prophezeihet worden ist, leicht so etwas Angenehmes oder Widerwärtiges begegnen, so glaubt er, die Prophezeihung sey an ihm in Erfüllung gegangen. Insbesondere aber ist nichts leichter, als jungen heyrathslustigen Mädchen und Burschen vorauszusagen, daß sie bald in den Ehestand treten werden; denn das ist ja das gewöhnliche Loos eines sehr großen Theiles junger Leüte. Und wenn auch diese Prophezeihung nicht gerade bey jedem, dem sie gemacht wird, zutrifft; so achtet man fast darauf nicht, da sie doch bey vielen Andern in Erfüllung geht.

Nun vernehmet noch eine andere Geschichte!

In E. lebte vor 20 Jahren eine Frau, Namens Müllerin, die einen einzigen Sohn hatte, der als Schneidersgeselle in der Fremde lebte. Da sie schon lange keinen Brief von ihm erhalten hatte, so war sie seinetwegen in großen Sorgen. Sie ließ daher eine sogenannte Schalen oder Tassen-Gießerinn kommen, um von ihr zu erfahren, wie es wohl um ihren Sohn stünde, und ob sie nicht bald Nachricht von ihm erhalten würde. Beyde Frauen setzten sich an den Kaffeetisch, und es begann folgendes vertrauliche Gespräch zwischen ihnen:

Schalengießerin. Wissen Sie denn schon, daß der junge Ruprecht an seine Mutter geschrieben hat, daß er nächstens aus der Fremde zurükkommen werde?

Frau Müller. So, hat er das? Ach, das wird der armen Frau recht lieb seyn. Sie hat sich seit dem Tode ihres Mannes schon sehr, recht sehr plagen müssen.

Schalengießerin. Ja, ja! das hat sie! Aber ihr Sohn wird ihr, wenn er nur erst da ist, gewiß recht unter die Arme greifen. — Er muß doch schon lange draußen seyn? Ich kann mich gar nicht mehr recht besinnen, wann er fort ist.

Fr. Müller. Je nun! er ist halt ein Jahr nach dem meinigen fort, und der ist jetzt 4 Jahr draußen.

Schaleng. So! so! Schon 4 Jahre! Ja das ist schon eine ziemlich lange Zeit! Da werden Sie sich wohl auch recht nach ihm sehnen?

Fr. Müller. Ja freylich! Er hat auch schon vor einem halben Jahre kommen sollen, nach hat er aber geschrieben, daß, weil er Arbeit beym Leibschneider in Stuttgard bekommen habe, er noch ½ oder ¾ Jahr ausbleiben wolle.

Schaleng. Ey! da beym Leibschneider fällt mir ein, daß der Herr Florian, welcher, wie Sie ja wissen, der gnädigen Frau Gräfinn von Mannsfeld alle ihre Kleider macht, ein ganz neümodisches Kleid für diese wieder in der Arbeit hat. Ein superbes Kleid, Frau Müllerin! Sie können es gar nicht glauben. Die Stikkerey ist in Linon (Lyon *), wollte sie sagen) gemacht worden. Wenn Sie vorbeygehen, so thun Sie mir doch den Gefallen, und gehn Sie hinein und sehen es an. — Ihr Sohn arbeitet also auch bei einem Leibschneider?

Fr. Müller. So hat er wenigstens vor einem halben Jahre geschrieben; seit der Zeit habe ich keinen Brief mehr von ihm bekommen, und ich weiß nicht einmahl ob er noch in Stuttgart ist.

Schaleng. Ja, ja! Die Werktage haben halt solche Gesellen nicht viel Zeit, und die Sonntage gehen sie ihrem Vergnügen nach.

Fr. Müller. Er sollte aber nur bedenken, daß ich seinetwegen in großen Sorgen bin.

---

*) Eine Stadt im südlichen Frankreich, wo unter andern viele treffliche Stikkereyen verfertigt werden.

Schaleng. Freylich! freylich! Ach du lieber Gott! die Frau Räthin drüben bey Meister Baumann hat auch viel Sorgen ihres Sohnes wegen. Der, ist neülich mit einem jungen Herrn auf Reisen gegangen, und da müssen sie gewiß über große Wasser, was weiß ich! und da meint sie, er könnte ertrinken. Sollte mir wohl leid seyn, wenn dem jungen Blute ein Unfall zustieße. — Ey, was ich doch da sagen wollte! Der junge Börner heyrathet ja die Jungfer Freyinn.

Fr. Müller. Ach! wo denken Sie hin? Die Burkhards Marie, meine Path (Dod), heyrathet er; es ist ja alles schon richtig, auf Jacobi ist die Hochzeit.

Schaleng. Ja, sehn Sie doch, wie einem die Leüte bisweilen aufbinden! Ich habe nicht anders geglaubt, als er nähme die Freyinn.

Fr. Müller. Das wäre mir nicht lieb gewesen, denn, im Vertrauen gesagt, diese habe ich so im Stillen für meinen Sohn ausgesucht.

Schaleng. Nu! nu! das wäre kein übles Parthiechen; ihre Ältern wärens gewiß auch zufrieden.

Fr. Müller. So viel ich habe merken können, da ich nur so von weitem in die Staude schlug, hätten sie nichts dagegen. — Aber trinken Sie doch! trinken Sie! Sie lassen ja kalt werden.

Schaleng. Ey! ich lasse mir das nicht heißen, zumahl, wo es ein so herrliches Kaffeechen gibt, wie Sie da aufsetzen. — Aber sagen

Sie mir nur, Frau Müller, wie Sie mit dem dikköpfigen Braumeister da drüben in Prozeß gerathen sind.

Fr. Müller. Wie? Du lieber Gott! hat er denn die Gelegenheit dazu nicht vom Zaune herunter gebrochen? Ach! der verwünschte Prozeß hat mir schon mehr Ärger gemacht, und mich schon mehr Geld gekostet, als nur das ganze Stükk Wiese werth ist. Jetzt soll aber der ganze Handel zu Ende gehen; der letzte Bescheid wird nächstens kommen, wie mein Advocat sagt, und vortheilhaft für mich ausfallen.

Schaleng. Gott bewahre in allen Gnaden jeden Christenmenschen vor Prozessen! Die Obrigkeit nimmts Geld, und spricht doch nicht immer Recht, wie sichs gebührt. Mein Vetter Thiele muß in seinem Leben über 1000 Gulden verprozessirt haben, und hat doch nie Recht bekommen. — — Aber das muß ich sagen, Frau Müller, Sie haben ein herrliches Kaffeechen gemacht, lange Zeit habe ich keinen so guten getrunken.

Fr. Müller. Das freüt mich, wenn er Ihnen schmekkt.

Schaleng. (etwas leise). Wollen Sie denn nicht so gütig seyn und mir Ihre Schale ein bischen herreichen, wenn Sie ausgetrunken haben?

Fr. Müller. Da! da! hier ist sie.

Schaleng. Bringen Sie mir nur ein bischen Kaffeesatz.

Fr. Müller. Hier, meine Liebe.

Die Schalengießerinn nahm nun die Schale, woraus die Frau Müller getrunken hatte, goß ein paar Tropfen von dem trüben Bodensatze des verzehrten Kaffee's hinein, drehete und wendete sie so, daß dieser Bodensatz die ganze innere Fläche derselben überzog, ließ dann die Frau Müller 3 Mahl hineinhauchen, sagte ein paar unverständliche Worte her, machte mit einem Finger 3 Kreüze über die Schale, und stellte sie dann umgestürzt auf ein kleines, blechernes, lakirtes, und mit allerhand Zauber-Figuren bezeichnetes, Tellerchen, das sie aus der Tasche zog, ließ sie eine Zeit lang stehen, und sprach unter dessen zur Frau Müllerinn also: Denken Sie nur Frau Müllerinn, was ich vor 3 Tagen für einen Schrekken hatte! wahrhaftig, ich habe gemeint, ich bin des Todes! Da sitz' ich Abends in der Dämmerung auf meiner Stube, und auf Ein Mahl geht die Thür auf, und eine ganz schwarze Gestalt tritt, mir nichts, dir nichts! herein, und geht auf mich zu. Schon wollte ich laut aufschreyen, als ich sahe, daß es die Frau Gerichtshalterinn G. in ihrem schwarzen Mantel war. Sie sagte mir, daß sie nur geschwinde einen Lauf zu mir thun wolle, um mir zu sagen, daß alles, was ich ihr vor einem halben Jahre aus der Tasse (Schale) gesagt habe, eingetroffen wäre. Ich habs ihr aber gleich gesagt, daß es so kommen würde, denn es stund alles gar zu deütlich in der Schale. Ja, glauben Sie mir, Frau Müller, ich will mich zwar nicht rühmen, aber ich komme zu Hoch und Niedrig, was ich

einmahl in der Tasse gesehen, das muß so kommen, und kommen muß es, und wenn es 10 Jahre ausbliebe. Denn meine Kunst habe ich ausstudiert, und ich treibe sie jetzt schon 30 Jahr, und alle meine Kunden waren noch mit mir zufrieden.

Nach dieser Lobrede auf sich selbst hob endlich die Schalengießerinn die umgestürzte Tasse langsam auf, sah mit bedenklicher Miene hinein, und hub also an, wobey sie die Schale bald links bald rechts drehete: Ey! ey! 's ist ein Baümchen gewachsen. Sehen Sie, Frau Müllerinn? ein Baümchen, ein Kummerbaümchen zieht sich da tief herab. Die Frau Müllerinn müssen viel Kummer im Herzen haben, tief im Herzen viel Kummer!

Frau Müller. Wer sollte auch keinen Kummer haben! Da macht mir mein Sohn Kummer, da macht mir der Prozeß Kummer, und mit meinem Gevatter Albert, der mir 100 Thaler schuldig ist, soll es auch so! so! stehen.

Schaleng. Ja, ja! viel Kummer! und sehen Sie einmahl daher, viel, viel schlaflose Nächte! Ja, das sind schlimme Nächte! — Aber was seh ich denn da? Da zieht sich ja von der Ferne eine ordentliche Poststraße her zu dem Kummerbaümchen. Ja, wahrhaftig! eine Poststraße! Nu! nu! die bringt Glükk. Ich denke — ja wahrhaftig! da sehe ich ein M auf der Straße. Geben Sie Achtung Frau Müllerinn, Ihr Sohn kommt, ehe Sie sichs versehen, und stillt Ihren Kummer. Denn gerade zu dem Kummerbaümchen geht die Straße — Sehen sie hier?

Und da neben, was findet sich denn da? Aha, Frau Müllerinn ein Paar Kränze. Nun da will ich doch 100 Ducaten gegen einen Groschen wetten, wenn es in Ihrem Hause nicht bald eine Hochzeit gibt. Denken Sie an mich! Aber da steht wieder Geld, sehen Sie? lauter Geld! aber auswärts. Sie werden bald etwas zu zahlen haben. Und hier, ja hier stehen ein paar Personen, die gerade aussehen, als wenn sie auf ihr Haus zugingen. Sie werden wohl bald Besuch bekommen. Und da steht mir einer, als wenn er sich hinter den Ohren kratzte. Ich wollte wetten, das ist der dikköpfige Braumeister, der den Prozeß verloren hat. Übrigens steht alles wohl. Keine Trauer! keine Feüersnoth! kein Herzeleid! Ja wahrhaftig, Frau Müllerinn, die Schale könnte nicht besser stehen.

Nun plauderten die beyden Weiber noch ein Weilchen mit einander, und dann empfahl sich die Schalengießerinn. Unter der Hausthür drükkte ihr die Fr. Müllerinn noch ein Achtgroschenstükk in die Hand, und hieß sie bald wieder einkehren.

Nach etwa $\frac{3}{4}$ Jahren war alles eingetroffen, was der Fr. Müllerinn aus der Schale prophezeihet worden war. Denn bald nach dieser Prophezeihung mußte sie ihrem Advocaten eine Summe Geldes zahlen; sie gewann den Prozeß, den sie mit dem Braumeister hatte; sie erhielt einen Besuch von ihrer Taufpathe und dem Braütigam derselben; ihr Sohn kam nach einem

Vierteljahr aus der Fremde zurükk, und machte ein halb Jahr darauf Hochzeit.

Nun! da sieht man ja deütlich — werdet ihr vielleicht jetzt bey eüch denken — daß man durch das Schalengießen künftige Begebenheiten zum voraus erfahren kann. Ich sage aber: gemach, meine Freünde, und übereilet eüch nicht in eürem Urtheile. Denn wenn ihr die ganze Geschichte aufmerksam gelesen habt, so müßt ihr bemerkt haben, daß die Schalengießerinn oder vorgebliche Prophetinn das Gespräch mit der Frau Müllerinn so listig und fein zu führen und zu lenken wußte, daß sie dadurch alles erst aus der arglosen Frau herauslokkte, was sie nachher aus der Schale zu erkennen vorgab, ohne daß jedoch die getaüschte Frau dieses Herauslokken merkte. Denn so oft die listige und gewandte Wahrsagerinn einen Umstand erfahren hatte, der in ihren Kram taugte, so lenkte sie geschwind wieder das Gespräch auf einen andern Gegenstand, damit die so ausgeforschte Frau nicht merken möchte, daß sie selbst ihre Angelegenheiten offenbare, und damit sie am Ende gar nicht wüßte, was sie gesagt hatte. So erfuhr die Wahrsagerinn, daß die Frau Müllerinn wegen ihres Sohnes und eines Prozesses Kummer habe, daß sie diesen Prozeß gewinnen würde, daß ihr Sohn bald von der Fremde zurükkehren und bald heyrathen würde; daß sie aber ihrem Advocaten bald eine Summe Geld auszahlen und von ihrer Pathe und ihrem Braütigam einen Besuch erhalten würde, das konnte

die listige Betrügerinn mit fast vollkommener Gewißheit vermuthen. Die letzte Geschichte mit der Gerichtshalterinn erzählte sie, um sich desto mehr Ansehen zu geben, und die getaüschte Müller zu einer guten Belohnung zu stimmen.

So nun, oder auf eine ähnliche Weise, machen es alle die listigen und feinen Betrüger und Betrügerinnen, die sich mit Wahrsagen aus der Hand, aus den Karten, oder aus der Kaffeeschale abgeben. Wer daher vernünftig ist, der mißt den Prahlereyen solcher Leüte nie Glauben bey, und gibt ihnen nie einen Kreüzer zu lösen; denn wenn er ihnen – für ihre Wahrsagereyen nämlich — etwas zu lösen gäbe, so wäre es eben so viel, als wenn er sein Geld gerade zu auf die Straße würfe. Denn wahr ist es und bleibt es, was ein Dichter sagt:

Würfel *) helfen nichts; kein Tassengießen;
Kein prophetisch Gukken in die Hand.
Wie das Lebenstraümchen noch wird schließen,
Weiß nur Gott bei dem sein Anfang stand.

So wenig man aber durch Kartenschlagen, oder Würfeln, oder Schalengießen, oder durch ein prophetisches Gukken in die Hand, das, was dem Menschen verborgen ist, erforschen kann; so wenig kann man es auch durch das Sieblaufen, das Schlüssellaufen, durch das Sehen in einen kristallenen Spiegel oder in eine mit Wasser angefüllte Flasche, oder durchs

*) Manche Menschen suchen nämlich auch durch Würfel ihres Lebens künftige Schikksale zu erfahren.

Punctiren *). Denn alle diese Mittel helfen zum Erforschen verborgener Dinge gerade so viel, als der Tabakksrauch zum Treiben einer Mühle, und wer sie zu dem gedachten Zwekke anwendet, der ist entweder selbst ein Betrogener, oder er betrügt Andere.

Welche nachtheilige Folgen übrigens alle die heillosen Wahrsagereyen oft haben können, lehren folgende Geschichten:

Ein Mann, Namens Klein, war äußerst leichtglaübig und hielt insbesondere sehr viel auf die Wahrsagereyen der Zigeünerinnen. Wo er daher einer begegnete, da ließ er sich von ihr in die Hand sehen. Einst prophezeihete ihm auch eine, daß er an dem und dem Tag, in der und der Stunde sterben werde. Die entsetzlichste Angst überfällt ihn, er zählt die Tage, und endlich bricht der schrekkliche Morgen an. Was soll er anders thun, als sich zu seinem Ende zubereiten? Die zunehmende Furcht vor dem Tode fängt an, seine Seele zu beschäftigen und sich seiner ganz zu bemächtigen. Immer größer wird die Unordnung in der Bewegung des Blutes und der Säfte; wird größer, je näher die Sterbestunde kommt. — Jezt schlägt sie! — Welch ein erschütternder Eindrukk! Krämpfe, Konvulsionen und — endlich der Tod erfolgen.

*) Da, wo die gedachten Mittel zur Erforschung verborgener Dinge angewendet werden, wird auch der Lehrer im Stande seyn, sie der Jugend näher zu beschreiben.

Klein stirbt; aber nicht, als wenn ihm die Stunde, wo er starb unabänderlich zur Todesstunde bestimmt gewesen wäre, und die Zigeünerinn sie vorher gewußt hätte, sondern aus Furcht. Denn daß diese Gemüthsbewegung Menschen tödten könne, beweisen viele Beyspiele. Hätte sich Klein nicht von der Zigeünerinn wahrsagen lassen, oder hätte diese ihm etwas Angenehmes prophezeihet; so wäre er, der kerngesunde und starke Mann, gewiß nicht in der prophezeiheten Stunde gestorben.

Im Jahre 1784 wurden zu Wuthenwo, einem Dorfe bey dem Städtchen Soldin in der Neümark, einem Krüger (Bierschenken, Bierwirthe) 50 Thaler, lauter ganze Thaler und Achtgroschenstükke, gestohlen. Der abergläubische Wirth lief sogleich zu einer Kartenschlägerinn, erzählte ihr sein Unglükk, und bat sie, ihm die Karten zu schlagen. Diese, ob sie gleich nichts vom Diebe wußte, war doch unverschämt genug, zu sagen, daß der erste Jude, der in einem braunen Rokke zu ihm käme, sein Geld gestohlen habe. Ein alter Jude aus Lepehne, der in Soldin zu Markte gewesen war, kehrte kurz darauf da ein, um einmahl zu trinken. Der Krüger sahe kaum, daß der Jude einen braunen Rokk anhatte, als es ihm einfiel, daß der wohl der prophezeihete Dieb seyn könne. „Habt ihr kein hart (ganz) Geld? — fragte er ihn — laßt mir einige Thaler ab.“ Der Jude versicherte, daß er hart Geld hätte, welches er in Soldin eingewech-

selt, um es auf der Frankfurter Messe zu gebrauchen; aber er wolle ihm doch 6 Stükke ablassen. Der Krüger sahe, daß der Jude an 18 Stükk hatte, und beredete sich mit seiner Frau, Knecht und Magd, ihn zu binden und zu knebeln. Dieß geschah! der Jude wurde mit einem Strikke über den Leib, den man hinten mit einem Prügel zusammendrehete, so gedrükkt, das ihm das Blut aus Mund und Nase lief; und als er dennoch mit großem Geschrey seine Unschuld betheüerte, legte man ihm zwischen jeden Finger und Zehe kleine Hölzer und drükkte sie zusammen, und prügelte den armen Mann ganz unmenschlich, um ihn zum Geständnisse zu zwingen. Der Lärm und das Geschrey rief die Nachbarn herbey, die, weil sie das Haus verriegelt fanden, die Thür einschlugen, und den schon halbtodten Juden von der Grausamkeit des Krügers erretteten. Die Sache wurde von der Obrigkeit untersucht und der Jude ganz und gar unschuldig befunden; denn es wurde bewiesen, daß er das harte Geld wirklich in Soldin bey einem Kaufmann eingewechselt hatte.

Im Jahre 1785 wurde die Ziege eines Bauern, Namens Hildebrand zu Hilvershausen in dem ehemahligen Hildesheimischen Amte Hunesrükk, plötzlich krank. Diesen Zufall schrieb man, nach der herrschenden Denkart des unwissenden und aberglaübischen Landmannes, sogleich einer Hexe zu.

Um nun diese ausfindig zu machen, läßt man eine sogenannte Wahrsagerinn, Namens Bramann kommen. Diese versichert, daß sie durch das Schlüssellaufen gewiß herausbringen wolle, wer die Hexe sey, man solle ihr nur einen Erbschlüssel bringen. Dieser wird herbeygebracht, und die Bramann fängt nun ihre Gaukeleyen an. Als sie damit fertig war, sagte sie, die im Hause befindliche Dienstmagd, Namens Christine Schreder, ein Mädchen von 17 Jahren, sey die Hexe. Nun fiel man über das arme Mädchen her, entblößte ihren Rükken, und schlug sie anfänglich mit einem Strikke, hernach mit einer Pferdepeitsche, um sie zum Geständniß, daß sie die Ziege verhext habe, zu bringen. Allein das Mädchen betheüert seine Unschuld, und man läßt es einstweilen gut seyn. Nun wurden im Hilbebrandischen Hause auch 2 Messer und 3 Ellen Band vermißt. Man läßt abermahls die Bramann kommen, und ersucht sie, die Schlüsselprobe aufs neüe anzustellen, um zu erforschen, ob die Dienstmagd nicht auch die Diebinn sey. In Gegenwart der ganzen Familie wird nun die Gaukeley mit dem Erbschlüssel wieder vorgenommen, und dieser soll nun abermahls die Dienstmagd als Hexe und als Diebinn angezeigt haben. Nun fiel man noch unbarmherziger, als das erste Mahl, über die arme Schreder her, und alle schlagen auf dieselbe so lange los, bis sie ganz ermüdet waren, und das arme Mädchen halb todt da lag. Dieses kroch endlich in sein Bett, wo es den andern Morgen noch ganz be-

taübt gefunden wurde. Gegen Mittag begann eine neüe Marterstunde. Die Hildebrandschen Eheleüte nebst Sohn und Tochter und der Bramann erschienen vor dem Bette der Unglükklichen, zogen sie mit Gewalt heraus, entkleiden sie vom Kopfe bis zu den Füßen, und peitschen sie mit einer Pferdepeitsche so, daß sie endlich vor Übermaß des Schmerzens zu Boden stürzt. Während dieser Execution wurde sie beständig gefragt, ob sie die Ziege nicht verhext, und die vermißten Sachen nicht gestohlen habe. Da sie aber dennoch nicht gestehen will, so schneidet man ihr alle Haare des Kopfes bis auf die Haut ab. Nun stekkt man sie wieder in das Bett, schlägt aber bald mit einem Strikke, bald mit einem Besenstiele, ohne Schonung eines Theiles am Leibe unaufhörlich auf sie hinein, bis die Bramann den Rath gibt, daß es zur Verhütung aller fernern Hexereyen gut seyn würde, wenn man von dem Mädchen Blut erhalten könnte. Sogleich werden ihr mit einem stumpfen Brotmesser die Schienbeine 5 Mahl zerschnitten, als aber hiervon das Blut noch nicht recht fließen will, so schlägt man ihr mit einem Instrumente, womit Kühen und Pferden zur Ader gelassen wird, eine tiefe Wunde in die Wade und sieben Löcher in den Rükken. Durch diese Schmerzen wird die Unglükkliche aufs neüe ohnmächtig. Bey ihrem Erwachen ist die Bramann wieder mit einer Schlüsselprobe beschäftigt, wobey ihr unter andern der Schlüssel die Fragen beantworten soll: ob es gut sey, daß die Schredern mit glühenden

den Zangen gezwikkt werde? Die Antwort fiel bejahend aus. Sogleich macht Hildebrands Sohn, ein Jüngling von 16 Jahren, die Zange glühend, und zwikkt das schon so jämmerlich zugerichtete Mädchen damit in die Nase, wovon sie von neüem ohnmächtig zu Boden sinkt. Dennoch fährt der Junge mit Zwikken und Brennen auf dem Rükken, den Schenkeln und Waden fort, nicht achtend, daß die Gequälte sinnlos auf dem Boden ausgestrekkt liegt. Aus Furcht, daß sie gar sterben möchte, fängt man an, sie mit Wein und Branntwein zu waschen; und da sie dadurch wieder einige Empfindung und Vorstellungskraft erhält, so dringt man in sie, daß sie nur gestehen möchte. Aus Furcht vor noch grausamern Mißhandlungen, sagt sie endlich alles, was man verlangt.

Nun wird der ganze Hergang im Dorfe bekannt, die Obrigkeit hört davon, und untersucht die Sache. Die arme Schredern wird natürlich unschuldig befunden, denn es gibt ja keine Hexenkunst, und Messer und Band hatte die Bramann gestohlen. Die Quäler und Quälerinnen der armen Magd kamen alle ins Zuchthaus, mußten die Gerichts- und Heilungskosten und jener (der Christine Schreder) 100 Thaler für verursachte Schmerzen bezahlen.

Diese Geschichte lehrt unter andern deütlich, daß der Aberglaube die Menschen zu wahren Ungeheüern machen könne, und daß er auch deßwegen unter die schrekklichsten Übel zu zählen sey.

2) Vom Wahrsagerloose.

Manche Menschen glauben, daß ihnen Gott durch das Loos zu erkennen gebe, was sie in diesem oder in jenem Falle hoffen oder fürchten, thun oder lassen sollen. Die Art, das Loos, wodurch sie diese Kenntniß zu erlangen hoffen, zu gebrauchen, ist folgende: Sie legen entweder die Bibel, oder das Gesangbuch, oder auch nur ein Spruchbuch unter ihr Kopfkissen, und schlagen des Morgens, wenn sie erwachen, auf gerade wohl das Buch auf, und bemerken den Vers, auf welchen zufälliger Weise ihr Blikk zuerst fällt. Der Inhalt dieses Verses nun — glanben sie — mache ihnen den Willen Gottes in Ansehung des Geschäftes, das sie eben vorhaben, bekannt, so daß sie daraus erkennen können, ob sie es unternehmen oder unterlassen sollen, oder er (der Inhalt des bemerkten Verses) verkünde ihnen, ob sie frohe oder traurige Begegnisse in dem Laufe ihres Lebens zu erwarten haben. Diese, auf die angegebene Art gefundenen Bibel= oder Gesangbuch=Verse nun nennt man das Wahrsagerloos. Da uns Gott nirgends in der heil. Schrift gesagt hat, daß er uns auf diese Weise seinen Willen kund thun, oder uns von der Beschaffenheit unserer künftigen Schikksale unterrichten wolle; so ist es auch thöricht, auf die Aussprüche des gedachten Looses zu achten. Um zu beurtheilen, ob wir uns in dieses oder jenes Unternehmen einlassen sollen, dazu hat uns Gott Verstand gegeben. Diesen müssen wir also, wenn wir etwas unter=

nehmen wollen, anwenden, und die Sache entweder bey uns allein, oder mit wohlerfahrenen Freünden überlegen, sie, wenn wir glauben, sie unternehmen zu dürfen, mit Gott anfangen, und dann ihm ihren Ausgang überlassen. Die Beschaffenheit unserer künftigen Schikksale erforschen wollen, ist nur ein Vorwitz, der Manchen schon höchst schädlich war, den wir also unterlassen sollen. Wer dieses nicht thut, und die heil. Schrift zur Befriedigung desselben auf die angegebene Art gebraucht, der treibt einen sträflichen Mißbrauch mit derselben. Denn nicht zum Loosen ist sie uns gegeben, sondern dazu, daß sie uns lehre, wie wir recht glauben, christlich leben und selig sterben sollen.

Auch hat die Erfahrung gar schon oft gelehrt, daß diejenigen, welche auf das gedachte Loos achteten, sich gewaltig geirrt haben, indem diejenigen, welchen es eine frohe Zukunft verkündigte, von harten Leiden heimgesucht worden sind; diejenigen aber, denen es Unfälle angedeütet, sehr angenehme Ereignisse erlebt haben, und diejenigen, die sich im Vertrauen auf dasselbe in wichtige Unternehmungen einließen, zu großen Schaden gekommen sind. Zur Bestätigung der letztern Behauptung stehe ein Beyspiel hier.

In den Jahren 1816 und 1817 wanderten viele Leüte aus dem Würtembergischen aus, um sich nach Amerika zu begeben, weil sie glaubten, daß dorten ein sehr glükkliches Loos auf sie wartete. Ein Bauer im Dorfe L. war lange im Zweifel, ob er auch mit wandern solle oder nicht.

Endlich entschloß er sich, das Loos entscheiden zu lassen. Er legte eines Tages beym Schlafengehen die Bibel unter sein Kopfkissen, und thät am andern Morgen, wie wir oben die Sache beschrieben haben. Der erste Vers, der ihm beym Aufschlagen des Buches in die Augen fiel, war der: Und der Herr sprach zu Abraham: gehe aus deinem Vaterlande und von deiner Freündschaft rc. (1 Mos. 12, 1.) Nun dachte der Mann: es ist nichts Gewissers, als daß es der Wille Gottes ist, daß ich mit auswandere. Er verkaufte also sein kleines Gütchen und was er sonst hatte, bezahlte seine Schulden ab, und machte sich mit dem Reste des Geldes, der in etwa 100 Thalern bestand, nebst seiner Frau und 4 Kindern auf den Weg nach dem Rheine, wo er sich einschiffen ließ, um nach Holland zu fahren. Als er dort angelangt war, wollte ihn kein Schiffer mit nach Amerika nehmen, weil er die Fracht für 6 Personen, die mehrere hundert Gulden betrug, nicht zahlen konnte, und er sich und die Seinigen doch auch nicht zu Sclaven verkaufen wollte. Er mußte sich also entschließen, wieder umzukehren, und in seine Heimath zu reisen. Unterwegs wurden 2 Kinder und seine Frau krank, welche letztere auch starb. Von Kummer und Sorgen abgezehrt, mit zerrissenen Kleidern und ohne einen Heller Geld — denn das mitgenommene war auf einer so weiten Reise längst verzehrt — langte also der Mann mit seinen Kindern wieder an, und muß sich nun als Taglöhner gar kümmerlich nähren. — Ohne

das Wahrsagerloos wäre es diesem Manne sicher nicht so schlimm gegangen!

Nro. XIII.

Von den Quakksalbern.

Die Arzneykunst ist eine gar hochwichtige, aber auch schwere Kunst, die man nur in mehrern Jahren und bey dem anhaltendsten Fleiße von berühmten Doctoren auf Universitäten erlernen kann. Wer diese Kunst recht gelernt hat, der kennt alle Theile des menschlichen Körpers, Knochen, Muskel, Nerven, alle Eingeweide sehr genau, weiß die Merkmahle der verschiedenen Krankheiten, denen der Mensch unterworfen ist, anzugeben, und kennt die mancherley Arzneymittel, die gegen jede besondere Krankheit anzuwenden sind, und die Art und Weise, wie man diese Mittel, wenn sie gehörig wirken sollen, gebrauchen muß. Ein solcher Mann nun verdient es nur, daß man ihn bey Krankheiten zu Rathe ziehe, und seinen Verordnungen und Vorschriften folge. Da aber der gemeine Mann, besonders auf dem Lande, von dem, was ein rechter Arzt wissen muß, gar keine Vorstellung hat; so nimmt er nicht selten seine Zuflucht lieber zu einem Quakksalber, als zu einem ordentlichen, studierten Arzte, in der gewissen Überzeügung, daß ihn jener (der Quakksalber) besser curiren könne, als dieser

(der ordentliche Arzt). Es sind aber Quacksalber solche Leüte, die, ohne ordentlich auf die Heilung der Krankheiten studieret zu haben, sich doch herausnehmen, dieselben, sie mögen innerlich oder aüßerlich seyn, durch ihre mitgetheilten Arneymitel vertreiben zu wollen. Wenn man nun bedenkt, daß die Quacksalber gewöhnlich sehr unwissende Leüte sind, die den wunderbaren Bau des menschlichen Körpers so wenig kennen, als ein Schulknabe die wunderbare innre Einrichtung einer Taschen-Uhr; daß sie nichts wissen von den verschiedenen Merkmahlen der verschiedenen Krankheiten; daß es ihnen unbekannt ist, wie man jede einzelne Krankheit behandeln, und welche Mittel man dagegen anwenden muß: so muß man alle diejenigen bedauern, die, durch ihre Vorurtheile verblendet, lieber Hilfe bei einem Quacksalber, als bey einem ordentlichen Arzte suchen. Denn solche handeln eben so unvernünftig, als derjenige handeln würde, der eine kostbare, an ihrem innern Werke beschädigte, Uhr einem plumpen Hufschmide, der von der Uhrmacherkunst auch nicht das geringste verstünde, ja nicht einmahl nur in seinem Leben das Innere einer Uhr gesehen hätte, zur Ausbesserung übergeben wollte.

Übrigens ist es in der That zu verwundern, wie Menschen, die bey weit minder wichtigen Dingen mit so viel kluger Vorsicht zu Werke gehen, in dem so wichtigen Puncte, wo es auf Rettung ihrer Gesundheit und ihres Lebens ankommt, so thöricht handeln, und statt eines ordentlichen

Arztes einen Quakksalber gebrauchen können. Denn wenn der Bauersmann seine Pferde recht gut will beschlagen, einen Pflug, der nicht gut gehet, ordentlich will ausbessern lassen; so wählt er dazu den tüchtigsten Hufschmid und Wagner, den er finden kann, nicht aber einen Menschen der nur in diese Handwerke pfuscht. Will jemand in der Stadt sich ein kostbares Kleid, das ihm nicht gerecht ist, ändern lassen, so überträgt er dieß Geschäft bey Leibe keinem Pfuscher, sondern dem geschikktesten Schneidermeister. Wollen aber die nämlichen Menschen ihren Körper, wenn ihm etwas fehlt, wieder herstellen lassen, so vertrauen sie oft ohne alles Bedenken dieses Geschäft dem ersten besten Quakksalber, also einem Pfuscher in der Arzneykunst, an. Freylich rechtfertigen dergleichen Leüte ihr Verfahren oft damit, daß sie sagen: wir haben schon gar viel Rühmens von der großen Geschikklichkeit des Mannes, den wir in Krankheiten um Rath fragen, und den die Ärzte nur aus Neid einen Quakksalber nennen, gehört, und deßwegen schenken wir ihm unser Vertrauen. Darauf läßt sich aber Verschiedenes antworten.

Erstlich fragt man billig: wo soll denn der Mann, der oft nichts als ein Schäfer, Flurer, Schinder oder Scharfrichter ist, seine Geschikklichkeit her haben, da er weder auf einer Universität unter geschikkten und berühmten Doctoren studiert hat, noch eine Bibliothek, aus der er etwa seine Kenntnisse hätte schöpfen können, besitzt? Muß doch das geringste Handwerk von

einem Meister erlernt werden: wie viel mehr die so schwere und hochwichtige Kunst, den menschlichen Körper von Krankheiten zu befreyen!

Zweytens kann man sagen: Wenn ein Quakksalber wegen seiner Geschikklichkeit im Curiren gerühmt wird; so liegt dabey oft grober Betrug von Seiten des Gerühmten, oft Selbsttaüschung derer, die geheilt seyn wollen, oft Irrthum oder lügenhafte Übertreibung der Rühmenden zu Grunde.

Drittens kann man erwiedern: Sehr viele Menschen, die sich oder die Ihrigen sehr gerühmten Quakksalbern zur Cur übergeben haben, sind dabey sehr übel weggekommen, und haben, wenn sie mit dem Leben davon gekommen sind, hinterher ihre Thorheit höchlich bereüet.

Folgende Geschichten beweisen die Wahrheit dieser letztern Behauptung, und können jedem der etwas auf Quakksalber hält, zur Warnung dienen:

Ein junger Mensch von 17 Jahren hatte das Rothlauf (sonst auch die Rose, die Überröthe, das heilige Ding genannt) an seinem rechten Beine in der Gegend des Knöchels oder Knorrens. Seine Mutter, die, wie so viele Landleüte, so einfältig war, daß sie mehr auf die Quakksalber als auf die ordentlichen Ärzte hielt, ging zu einem Schäfer, der sich den Ruf erworben hatte, als könne er die Menschen besser als der Stadt-Doctor curiren, und verlangte von ihm, daß er ihren Sohn gesund machen sollte. Ja, ja! sagte er, das will ich schon thun! Das ist mir ein Leichtes! Ich habe diese

Krankheit gar schon oft curirt. Er gab hierauf der Frau einige getrokknete Kraüter, und sagte, sie sollte, wenn sie nach Hause käme, einen Topf mit glühenden Kohlen anfüllen, die Kraüter darauf werfen, und ihren Sohn das kranke Bein eine halbe Stunde lang darüber halten lassen. Diese Vorschrift wird befolgt, — aber o Jammer! der Erfolg davon war schrekklich! Die Hitze hat das kranke Bein so verschlimmert, daß der Brand dasselbe ergriff, und es abgenommen werden mußte. — Die Ältern und der junge Mensch verwünschten und verfluchten jetzt den Quakksalber, nannten ihn einen dummen Esel, einen unwissenden Kerl, einen listigen Betrüger u. d. gl. Aber das alles half natürlich nichts. Das Unglükk war geschehen, und ihre Verwünschungen des Betrügers, und ihre Reüe, ihm getraut zu haben, konnten es nicht wieder gut machen.

Ein Knabe, Namens Thomas Gablunec, und wohnhaft auf einem Dorfe in Oberschlesien, hatte die Krätze. Seine Mutter suchte Hilfe gegen dieß Übel bey einem Quakksalber. Er gab ihr eine Salbe und sagte, wenn sie ihren Buben damit eingeschmiert hätte, so sollte sie ihn in seinen Bakkofen, nachdem das Brot 3 Stunden darin gebakken hätte, kriechen und eine Zeitlang darin verweilen lassen. Die Mutter befolgte diesen Rath. Als der Junge in den Bakkofen mit ihrer Beyhilfe gekrochen war, ging

sie in die Stube, und kehrte erst nach einer Weile zu dem Bakkofen zurükk. Welcher Schrekken überfiel sie da! Sie sah ihr Kind ausgestrekkt und ohne Lebenszeichen darin liegen. Sie zog es heraus; es war über und über verbrannt. Nach viel angewandter Mühe kam es wieder zu sich, fiel aber in Verzukkungen, und starb nach 2 Tagen. Die Mutter schlug die Hände über den Kopf zusammen, und wollte dem Quakksalber, der ihr einen so schädlichen Rath gegeben hatte, die Augen auskratzen; aber das machte ihr hingemordetes Kind, das noch dazu das einzige war, nicht wieder lebendig.

Im Jahre 1786 wurden zu Günzburg zwey Kinder eines Bürgers, die zwischen 7 und 9 Jahren alt waren, von einem starken Ausschlage am Kopfe befallen. Die Mutter kam zum Eisenmeister (so viel als Kerkermeister, Büttel), der sich auch mit Curiren abgab, ob er davon gleich nicht das geringste verstand, und klagte ihm den Zustand ihrer Kinder. Er gab ihr eine Salbe mit dem Auftrage, damit die Köpfe ihrer Kinder tüchtig einzuschmieren. Die Frau that dieses. Aber nicht lange war die Salbe auf den Köpfen der Kinder, so wurden diese sterbenskrank. Man glaubte, die Krankheit würde sich geben, und versaümte, den ordentlichen Arzt schnell herbey zu rufen. Als aber die Gefahr zunahm, so that man dieß doch. Nun aber war es zu spät, der Arzt konnte nicht mehr helfen.

Beyde Kinder starben, das eine nach 24, das andere nach 48 Stunden. Als der Arzt die angewandte Salbe untersuchte, fand er, daß Fliegengift darunter war, und es ergab sich, daß dieses den Tod der Kinder herbey geführt hatte.

Ein Mann in Schweinfurt fühlte sich nicht wohl, und ging deßhalb zu einem Quakksalber, um sich Raths bey ihm zu erhohlen. Dieser gab ihm 7 Pillen und sagte er sollte sie einnehmen, sie würden ihn laxiren und so das Übel aus dem Leibe treiben. Der Bürger nahm am folgenden Tage die Pillen, jedoch vor der Hand nur erst 5. Diese griffen ihn aber so stark an, daß er, aller getroffenen ärztlichen Vorkehrungen ungeachtet, eben weil es schon zu spät war, an einer gänzlichen Entkräftung starb. Dieß geschah den 3osten März 1784.

Solcher Geschichten könnte ich eüch noch gar viele erzählen; allein ich hoffe, daß diese wenigen hinreichen werden, eüch einen rechten Abscheü gegen alle Quakksalber einzuflößen, und eüch zu bestimmen, eüere Gesundheit und eüer Leben nie einem solchen unwissenden Kerl und unverschämten Betrüger anzuvertrauen.

Ehre den Arzt mit gebührlicher Achtung, sagt die heilige Schrift, daß du ihn habest zur

Zeit der Noth (Sir. 38, 1.). Dieß ist ein sehr guter Rath, und wer weise ist, der läßt ihn nicht unbefolgt.

Nro. XIV.

Von den Urinbeschauern.

Die sogenannten Urinbeschauer sind ebenfalls Quakksalber, und haben nur das Eigene an sich, daß sie vorgeben, aus dem Urin sogleich erkennen zu können, was dem, von welchem er ist, fehlet. Dieß Vorgeben ist aber wieder eitel Lug und Betrug, da bey weitem nicht alle Krankheiten eine Veränderung in dem Urin hervorbringen, und wenn sie es thun, daraus nicht immer sicher auf ihre Natur und Beschaffenheit und auf ihre Veranlassung, welche zu wissen bey ihrer Heilung sehr wichtig ist, geschlossen werden kann. Und gesetzt auch, es könnte einer aus dem Urin bisweilen erkennen, was dem Patienten fehlt, so folgt daraus noch nicht, daß er auch im Stande sey, das Übel zu heben.

Daß sich aber gewisse Quakksalber mit der Beschauung des Urins abgeben, ohne jedoch daraus die Krankheit des Patienten erkennen zu können, das thun sie bloß, um sich in ein desto größeres Ansehen zu setzen, und Einfältige und Leichtglaübige desto leichter taüschen und um ihr schönes Geld betrügerischer Weise bringen zu können. Denn diese glauben, weil der Mann gleich

sagen kann, was dem Kranken fehlt, so könne er ihm auch helfen, und nehmen dann gern die angebotene Arzney, die gewöhnlich nichts hilft, oft sogar schädlich ist, für ihr baares Geld an.

Aber — so sprechen viele — wenn die Leüte, die ihr Quakksalber nennt, die Krankheiten nicht aus dem Urin erkennen können, wie kommt es denn doch, daß sie immer so bestimmt und genau sagen, was dem, dessen Urin ihnen gezeigt wird, fehlet? Denn daß sie dieses wirklich thun, daran ist nicht zu zweifeln, da so viele Menschen dieß bezeügen können.

Wahr ist es allerdings, daß die gedachten Quakksalber, den Leüten sagen, was dem, dessen Urin sie sehen, fehlet; aber dieses sehen sie nicht aus der gedachten Flüssigkeit, sondern erfahren es auf eine andere Art. Wie sie es erfahren, sieht man aus der folgenden Geschichte:

Im Jahr 1793 lebte zu Hebenshausen, einem Dorfe im Hessischen, eine alte Frau, die weit und breit in dem Rufe stand, als sey sie eine so geschikkte Doctorinn, daß sie alle Krankheiten heilen könne. Sieben und acht Stunden weit kamen die Leüte zu ihr, und verlangten von ihr entweder für sich, oder für ihre kranken Anverwandten Hilfe. Diese versprach sie zwar, und gab den Leüten für gute Bezahlung auch ein Gläschen mit seynsollender Arzney, aber wirklich leisten konnte sie diese versprochene Hilfe nie, und die Kranken blieben krank nachher wie vorher. Gleichwohl verlor die Doctorinn nichts von ihrem Ansehen. Dieß kam aber daher, weil sie

alle Mahl die Krankheit desjenigen, dessen Urin man ihr zeigte, richtig angab. Ohne den Urin desjenigen, dem sie helfen sollte, mitzubringen, durfte aber gar niemand zu ihr kommen. Die Krankheit aber erkannte sie nicht etwa aus der gedachten Flüssigkeit; sondern sie kam auf folgende Art dahinter:

Die Kranken, welche ankamen, — und es kamen deren täglich wohl 10 — 12 — mußten sich in der Hausflur (Haustennen) auf Bänke und Stühle setzen, und warten, bis sie konnten vorgelassen werden. Einer um den andern wurde dann in eine Stube gerufen, wo die Magd der Doctorinn saß, und mit Spinnen, Nähen, oder einer andern Arbeit beschäftigt war. Setzt Eüch nur auf diesen Stuhl, sagte die Magd beym Eintreten des Fremden, die Frau Doctorinn macht nur eine Arzney zurecht, sie wird gleich kommen. Und nun fing sie ein Gespräch an, und wußte es so zu führen und zu lenken — denn sie war sehr schlau und zu ihrem Geschäfte abgerichtet — daß die einfältigen Leüte in ihrer Unbefangenheit nicht nur ihre Familien-Angelegenheiten, sondern auch alle Umstände des Kranken, für den sie Hilfe suchten, erzählten und sagten, wie lang dieser schon krank sey, ob er schon etwas gebraucht habe oder nicht, wo es ihn drükke, steche, schneide oder sonst schmerze, ob er Appetit habe oder nicht u. s. w. Dieses alles aber konnte die Doctorinn in einem obern Stübchen, von dem ein sogenanntes Wärmeloch herunter in die untere Stube ging, hören. Hatte sie genug

gehört, so ging sie ein paar Mahl stark in ihrem Stübchen auf und ab, daß man unten die Tritte hören konnte. Nun wird die Frau Doctorinn gleich kommen, sagte jetzt die Magd und entfernte sich. Die Doctorinn trat ein, der Hilfesuchende machte seinen Reverenz und reichte das Uringlas dar. Mit wichtiger Miene drehete es die Doctorinn links und rechts, hielt es gegen das Licht, schüttelte den Kopf oder nikkte mit demselben und fing endlich an, ihre Aussprüche zu thun, die denn der Fremde immer bestätigte. Ein Gespräch dieser Art wollen wir hersetzen. Die Hilfesuchende Person war die Tochter eines Bauersmanns, der die Abzehrung hatte.

Doctorinn (mit dem Uringlase in der Hand und es von Zeit zu Zeit betrachtend). Der Patient muß schon ein Sechziger seyn.

Fremde. Ja! ja! da zu Jacobi ist er grad Sechzig Jahr alt gewesen.

Doctorinn. Er kränkelt schon lang; wohl schon $\frac{3}{4}$ Jahr.

Fremde. Ja! Dort um Weihnachten herum hat's ihn halt überfallen.

Doctorinn. Der Mann muß schon sehr abgezehrt seyn.

Fremde. Ja wahrhaftig! Seine Kleider schlottern nur so an ihm herum.

Doctorinn. Das ist auch gar kein Wunder, denn der Mann hat ja fast gar keinen Appetit.

Fremde. Ja, das ist wahr!

Doctorinn. Er ist auch ganz matt.

Fremde. Ja wohl! Ein Kind könnte ihn umwerfen.

Doctorinn. Ein böser Husten mit einem garstigen Auswurfe plagt ihn.

Fremde. Ja wahrlich!

Doctorinn. Er hat viel Nachtschweiße.

Fremde. Ja, Frau Doctorinn, Sie thut alles errathen.

Doctorinn. Die Arzney, die er gebraucht hat, hat nichts geholfen.

Fremde. Nein, gar nichts! Drum hat er gesagt, ich soll zu Ihr gehen.

Doctorinn. Nun ich will ihm etwas schikken, das soll Wunder thun.

Hierauf gab das listige und betrügerische Weib dem Mädchen ein Gläschen mit Arzney, die für den Kranken gar nicht paßte, und die keine 3 Kreüzer werth war, ließ sich dafür einen halben Gulden bezahlen und verabschiedete dasselbe.

Als es nach Hause kam, sagte es: Lieber Vater, die Doctorinn, das ist Eüch aber eine Frau! Die hat mir, sobald sie nur das Glas angesehen hatte, gleich alles gesagt, was Eüch fehlt, wie lang ihr schon krank seyd, u. s. w. — Dieses war nun freylich alles richtig, allein die Doctorinn hatte die angegebene Krankheits- und andern Umstände nicht aus dem Urin erkannt, sondern aus dem Gespräche erfahren, welches das hilfesuchende Mädchen in der untern Stube mit der Magd geführt, und in welchem es alles erzählt hatte, was die Doctorinn aus dem Urin gesehen zu haben vorgab.

So also werden diejenigen getaüscht, und um ihr Geld betrogen, die ihre Zuflucht zu den Urinbeschauern nehmen. Wer demnach klug ist, der hütet sich vor solchen Betrügern, die oft noch durch ihre seynsollenden Arzneyen die Kranken ums Leben bringen, und sucht nur bey einem ordentlichen Arzte Rath und Hilfe.

Nro. XV.

Von den Wunderdoctoren.

Wunderdoctoren lassen sich zwar alle Quakksalber gern nennen, weil sie durch diesen Namen Einfältige und Leichtglaübige leicht an sich lokken und um ihr Geld betrügen können; hier aber verstehen wir unter dieser Benennung solche Leüte, welche allerley Krankheiten und Gebrechen an Menschen (oft auch an Vieh) ohne allen Gebrauch von Arzneymitteln, sondern bloß durch das Auflegen ihrer Hände, durch Hersagung gewisser einzelner Wörter, oder ganzer Sprüche und Segensformeln, durch das Zeichen des Kreüzes, welches sie mit den Fingern über den Kranken machen, durch gewisse, mit allerley Zeichen, und einzelnen Wörtern, oder Reimen beschriebene Zettel, die der Kranke eine Zeitlang tragen muß, und durch ähnliche Gaukeleyen heilen zu können vorgeben.

Wenn man bedenkt, daß seit Jesu und der Apostel Zeiten keinem Menschen die Gabe von Gott verliehen worden ist, durch Auflegung der Hände Krankheiten zu vertreiben; daß bloße Worte, die man über einen Kranken ausspricht, oder das Zeichen des Kreüzes, das man über ihn macht, auf seinen Körper durchaus keine Wirkung haben können; daß auf dem Leibe getragene Zettel, es stehe darauf, was da wolle, nicht die Kraft haben, im Innern des menschlichen Körpers, in seinem Blute, und in seinen übrigen Säften Veränderungen hervorzubringen: so kann man leicht die Überzeügung gewinnen, daß auch die Wunderdoctoren nichts als unverschämte Lügner und schlaue Betrüger sind, die sich die Einfalt und Unwissenheit Anderer zu Nutze machen, und diese um ihr Geld bringen. In dieser Überzeügung kann man sich bestärken, wenn man in Erwägung zieht, daß schon an vielen Orten die Obrigkeiten die vorgeblichen Wunderkuren solcher Leüte durch geschikkte Ärzte haben untersuchen lassen, wo es sich denn ergeben hat, daß diejenigen, die von einer Krankheit geheilt seyn sollten, entweder die Krankheit gar nicht hatten, sondern nur mit dem Betrüger einverstanden waren, und vorgaben, daß sie davon befallen gewesen seyen, oder wenn sie sie hatten, nicht wirklich davon befreyet waren, oder wenn sie dieß waren, dieses mehr der Stärke ihrer Einbildungskraft, als der Kunst des Wunderdoctors zuzuschreiben war.

In einer der gangbarsten Straßen zu London sah man einst mehrere Tage hinter inan-

der einen Bettler, der da behauptete stokkblind zu seyn, und der sich deßhalb von einem Knaben leiten ließ. Bald darauf erblikkte man diesen Bettler ohne Leiter und vollkommen mit dem Augenlichte begabt. Wie seyd Ihr zu Eürem Gesichte gekommen? fragte man ihn. Der Herr Härrison, war die Antwort, hat mir dazu verholfen; er hat mir 8 Tage lang, täglich 3 Mahl die Hand aufgelegt und etwas dazu gesprochen, und siehe da! nach Verfluß dieser Zeit war ich auf Ein Mahl sehend. „Wo wohnt der Herr Härrison?“ „In der und der Straße.“ Jetzt brachte man eine Menge Blinde und Halbblinde zu Herrn Härrison; dieser sagte, er brauche 8 Tage zu seiner Cur, ließ sich Geld vorauszahlen, und verschwand am Ende, ohne Einen Blinden curirt zu haben, und es kam nun heraus, daß die Sache mit dem Bettler ein verabredeter Handel und derselbe nie blind gewesen war.

Erst vor einigen Jahren trieb eine alte Frau in Sachsen ihr Wesen, indem sie vorgab allerley Augenkrankheiten durch Auflegung ihrer Hände vertreiben zu können. Eine Menge, mit dieser Art Krankheit behafteter, Leüte strömte ihr zu, und viele bildeten sich wirklich ein, von ihr Linderung ihres Übels erhalten zu haben. Endlich ließ aber die Obrigkeit diejenigen, die geheilt seyn wollten, durch einen gelehrten, geschikkten und erfahrenen Augenarzt untersuchen, und es fand sich, das bey keinem das Übel gehoben war. Einige bildeten sich nur ein, daß sie Besserung verspürt hätten.

Der Pfarrer B. zu O. kennt in seiner Gemeinde wenigstens 20 Personen, die sich das Fieber, und 10 bis 12, die sich die Gicht haben verschreiben lassen. Die erstern verloren ihre Kraknheit erst nach dem Gebrauche passender und von einem geschikkten Arzte verordneter, Arzneymittel; die letztern aber schleppen sich mit ihrer Krankheit noch immer fort, ob gleich schon Jahre nach dem Gebrauch ihres Mittels verflossen sind.

Es hat aber mit dem Verschreiben des Fiebers und der Gicht folgende Bewandtniß.

Der sogenannte Wunderdoctor, seines Handwerks oft ein Leinweber, oder ein Schuster, schreibt auf einen Zettel gegen das Fieber folgende Worte:

Alte, liebe Alte,
Schüttelt dich das Kalte;
So komm Hans Nikkel und brenne dich,
So schüttelt dich das Kalte nicht.

Oder auch folgende:

Fieber, bleib aus
Ich bin nicht zu Haus.

Auf einen Zettel gegen die Gicht aber folgende:

Gicht und Gichti
Gichta und Gichtai!
Das verbiete ich eüch allen, daß du dich aus des N. N. (hier wird der Name geschrieben) seinen Gliedern wegbachsest *);

---

*) Wer die deütsche Sprache versteht, der sieht gleich ein, daß obige Worte gerade das Gegentheil von

so wahr und gewiß der heilige Priester den vergangenen Sonntag das heilige Evangelium auf der Kanzel verlesen hat! † † †.

Die so beschriebenen Zettel werden denn auf verschiedene Weise zusammen gelegt, außen wieder mit Kreüzen bezeichnet, mit lauter Kreüzstichen in ein leinen Läppchen oder Stükkchen dünnes Leder genäht, an ein Schnürchen befestigt, und so den Patienten mit der Weisung übergeben, daß sie solche 9 Tage und 9 Stunden am Leibe tragen, nach Verfluß dieser Zeit aber rükklings in ein fließendes Wasser werfen sollen. Die leßtere Maßregel ist wahrscheinlich deßwegen erdacht worden, damit nicht leicht jemand hinter den Unsinn komme, der auf solchen Zetteln geschrieben steht.

Sollten solche Erfahrungen diejenigen, welche etwas auf die Wunderdoctoren halten, noch nicht klug machen und sie abhalten, in Krankheitsfällen Hilfe bey ihnen zu suchen; so mögen sie doch bedenken, was die heil. Schrift (Sir. 38, 4.) sagt, wenn sie spricht: Der Herr lässet die Arzney aus der Erde wachsen, und ein Vernünftiger verachtet sie nicht. Hiermit sind die Menschen doch offenbar auf die Arzney, die der Herr aus

---

dem sagen, was sie sagen sollen. Der Wunderdoctor will sagen, die Gicht soll sich wegbachsen (fortmachen); allein er verbietet ihr, sich wegzubachsen, will also haben, daß sie bleibe.

der Erde wachsen und durch geschikkte Ärzte den Kranken verordnen läßt, nicht aber auf die Fieber- und Gichtzettel und auf die übrigen unnüzen Possen der Wunderdoctoren angewiesen, und es ist deütlich genug erklärt, daß diejenigen, welche dieser Anweisung nicht folgen, die ordentlichen Arzneymittel verachten, und bey den erst genannten Betrügern Hilfe suchen, unter die Unvernünftigen zu rechnen sind.

Manche Leüte, die sich durchaus keines Bessern wollen belehren lassen, sprechen oft, wenn von den Wunderdoctoren die Rede ist: hilfts nichts, so schadets auch nichts!

Wahr ist es, daß es eben nicht lebensgefährlich ist, wenn man bey Wunderdoctoren Hilfe sucht, weil sie nicht, wie die eigentlichen Quakksalber, durch Arzneyen zu helfen suchen, also nichts Giftiges oder sonst Schädliches in den Körper bringen. Allein in so fern kann es nachtheilig werden, wenn man sich ihrer Hilfe bedienen will, daß man darüber die rechte Zeit versaümt, einen ordentlichen Arzt zu Rathe zu ziehen. Denn bey manchen Krankheitsfällen kommt gar viel darauf an, daß man den ordentlichen Arzt zu rechter Zeit zu Hilfe nimmt, und viele haben schon theils ein langes Krankenlager ausstehen, theils es gar mit einem Gliede an ihrem Leibe, oder mit ihrem Leben büßen müssen, daß sie zu spät ihre Zuflucht zu einem ordentlichen Arzte nahmen.

Nro. XVI.

Vom Curiren durch Sympathie.

Es gibt Leüte, welche theils innerliche Krankheiten, theils aüßerliche Gebrechen, als Kröpfe, offene Schäden, Verwundungen, Arm- und Beinbrüche auf folgende Weise curiren wollen:

Sie lassen sich von dem Kranken etwas geben, das entweder ein Theil seines Leibes war, als ein Büschelchen Haare, Stükkchen von ihren Finger- oder Zehen-Nägeln, Speichel, oder Eiter rc. oder was er an seinem Leibe getragen hat, z. B. einen Strumpf, einen alten Schuh, einen Lappen, womit etwa ein offener Schaden verbunden war, oder sie nehmen etwas z. B. einen Apfel, einen Frosch rc. und reiben damit einen Theil am Körper des Kranken, z. B. den Kropf, wenn er einen hat, und dieser vertrieben werden soll. Mit diesen Dingen nun nehmen sie allerley Handlungen unter Beobachtung verschiener Umstände vor, indem sie dieselben entweder stillschweigend, oder vor Aufgang der Sonne, oder bey abnehmenden Monde rc. unter die Dachtraufe, unter eine Staude oder einen Baum graben, in ein Loch, das sie gegen Aufgang der Sonne in einen Baum gemacht haben, stopfen, und das Loch verpflökken u. d. gl. Wollen sie eine Wunde heilen, so verbinden sie das Instrument, das die Wunde gemacht hat; wollen sie einen Beinbruch curiren, so verbinden sie ein Stuhlbein rc. Dieses alles nun nennt man: curiren durch Sympathie.

Nur Unwissende, also solche, denen es nicht bekannt ist, daß jede Wirkung ihre hinreichende Ursache haben muß, und daß die genannten Handlungen durchaus keine Ursachen zu den erwarteten Wirkungen seyn können, indem es ja unmöglich ist, daß z. B. ein irgendwo vergrabener Lappen noch eine Veränderung in dem Körper, den er vorher berührt hat, hervorbringe, da zwischen beyden gar keine Verbindung Statt findet, können glauben, daß man durch Sympathie wirklich curiren könne.

Zwar ist es wahr, daß schon manche bedeütende Wunde, wie es schien, durch Sympathie geheilt worden ist. Allein es schien auch wirklich nur so. Wer nämlich eine Wunde durch Sympathie heilen will, der wäscht dieselbe vorher erst recht rein aus, und verbindet sie nachher recht fest und läßt sie eine Zeitlang verbunden, ohne sie aufzumachen. Diese Behandlungsart ist aber bey einem Menschen, der gesunde Säfte hat, oft schon hinreichend, die Wünde zur Heilung zu bringen. Wenn also manche Wunde, zu deren Heilung man die Sympathie angewendet hat, ohne weiteres wirklich heilt, so kommt das von der gedachten rechten Behandlungsart, aber nicht von der Sympathie her. Gar viele Erfahrungen haben dieß schon bestätigt. Übrigens aber gibt es keine sichern Beweise, daß durch Sympathie schon innerliche Krankheiten oder aüßerliche Gebrechen wirklich geheilt worden sind, daher der Vernünftige mit Recht diese Heilungsart verwirft. So wenig aber durch Sympathie

Heilungen bewirkt werden können, eben so wenig können durch dieselbe dem Menschen Krankheiten angethan werden. Es ist also thöricht, zu glauben, daß derjenige, von welchem man ein Hemd in den Schlot hängt, die Auszehrung, derjenige dessen Fußstapfen man von der Erde aufnimmt und raüchert, verdorrete Glieder, derjenige, dessen Speichel man ins Feüer wirft, eine böse Zunge, und derjenige, von dem man ein Büschelchen Haare auf einem Klotze tüchtig durchblaüt, Kopfweh bekommen werde. Ja, wenn die Haare auf dem Kopfe durchgeblaüet würden, da dürfte wohl das Kopfweh nicht ausbleiben!

Nro. XVII.

Von der Tagwählerey.

Schon von uralten Zeiten her glaubten die Menschen, daß gewisse bestimmte Tage im Jahre besonders glükklich, andere wieder besonders unglükklich seyen, und daß gewisse Geschäfte nur an den erstern, nicht aber an den letztern mit gutem Erfolge verrichtet werden könnten. Dieser Glaube hat sich bis auf unsere Zeiten erhalten, und es gibt noch genug Leüte, welche folgende und noch andere ähnliche Behauptungen für wahr halten:

1) Wenn man in der Burkhards-Woche*) säet, so gedeihet die Saat nicht.

---

*) Burkhardus, ein frommer und die Ausbreitung des Christenthums eifrig und thätig befördernder

2) Es ist schädlich an dem unschuldigen Kindleinstag (28. Dec.) den Stall auszumisten, oder Dünger aufs Feld zu fahren.

3) Am Bartholomäustage soll man nicht in den Krautakker gehen, um Blätter für das Vieh zu hohlen, weil sie sonst keine Krautsköpfe ansetzen.

4) Wer am Johannistag etwas Grünes von der Erde aufhebt, oder an eine Blume riecht der bekommt den Leichenwurm (dieses ist ein Unding) und muß bald sterben.

5) Wenn man die Hühnerställe an der Fastnacht saübert, so legen die Hühner viel Eyer.

6) Wenn man am Valentinstag Hennen, Enten oder Gänse zum Brüten ansetzt, so werden die Eyer faul.

7) Ein Kalb, das man an einem Mittwoch abbindet, gedeihet nicht; dasjenige aber das an einem Freytage abgebunden wird, schlägt gut fort, und ist geschützt gegen alle Hexereyen.

8) Wer an einem Freytag ein wichtiges Geschäft unternimmt, dem geht es nicht glükklich hinaus.

9) Auch derjenige, der ein solches Geschäft an einem Montag unternimmt, hat davon keinen Segen. Daher soll sich an diesen beyden Tagen kein Brautpaar trauen lassen, soll keiner den Grund zu einem Hause legen, kein Bauer seine

---

Geistlicher aus England, wurde im Jahr 746 Bischoff zu Würzburg. Um seine Verdienste und Andenken zu erhalten, belegte man den 11ten October mit seinem Namen.

Ernte anfangen, kein Hirt seine Heerde zum ersten Mahle austreiben u. s. w.

10) Wenn eine Magd an einem Mittwoch ihren Dienst antritt, oder aus demselben geht, so wartet gewisses Unglükk auf sie.

11) Wenn eine Magd ihren Dienst an einem Sonnabend antritt, so wird sie das ganze Jahr nie mit ihrer Arbeit fertig.

12) Wer am Himmelfahrtstage nähet oder strikket, dem ziehen die Gewitter nach.

13) Wer seinen Lein am Urbanustage säet, der hat eine gute Flachsernte zu hoffen.

14) Der Bauer, welcher am Tage der unschuldigen Kindlein seine Ochsen zur Arbeit anspannet, hat allerley Unglükk zu erwarten.

15) Wenn man Kinder an einem Mittwoch das erste Mahl zur Schule bringt, so lernen sie nichts; thut man das aber an einem Freytage, dann werden sie sehr geschikkt.

16) Wenn man am Sanct Rupertustage (26. oder 27. März) Morgens vor Sonnenaufgang die Obstbaüme von Raupennestern reinigt, so bleiben sie das ganze Jahr vom Ungeziefer verschont.

Alle diejenigen nun, welche diese und die vielen hundert ähnlichen Behauptungen für wahr halten, und sich in ihren Handlungen darnach richten, nennt man Tagewähler.

Alle Tagwähler aber sind, nach dem Ausspruche der heil. Schrift (5 Mos. 18, 10. 12.) dem Herrn ein Graüel, und das Israelitische Volk sollte sie nicht unter sich dulden. Warum?

das ist leicht einzusehen. Sie verleügnen ja gleichsam die Vernunft, das ihnen von Gott gegebene Licht, dienend zur Untersuchung der Wahrheit vom Irrthume; sie entziehen dem, der allein mit allmächtiger Kraft den Weltenlauf lenkt, und mit weiser Vaterhuld die Schikksale der Menschen regiert, das ihm schuldige Vertrauen, und setzen es auf Tage, die ihre Benennungen ganz willkührlich von Menschen erhalten haben, und durchaus keinen Einfluß auf den glükklichen oder unglükklichen Ausgang unserer Unternehmungen haben können; endlich versaümen sie auch oft den besten Zeitpunct, wo ein Geschäft mit gutem Erfolge unternommen werden könnte, und bringen dadurch sich und Andere in unersetzlichen Schaden.

Darum lasset eüch rathen, meine Kinder, und ergebt eüch nie der Tagwählerey. Gewöhnet eüch bey Zeiten, eüre Unternehmungen mit Bedacht und Klugheit und mit Gott anzufangen, dann werden sie eüch auch wohl gelingen, wenn ihr sie gleich an einem Tage angefangen habt, der von den Abergläubischen für unglükklich gehalten wird. Wenn ihr aber ohne Bedacht, ohne Klugheit, ohne Rükksicht auf Zeit und Ort etwas thut; so wird auch der Tag, der für den glükklichsten gehalten wird, eüer Vorhaben nicht begünstigen.

Nro. XVIII.

Vom Schatzbrennen.

Es ist ein unter dem gemeinen Volke sehr weit verbreiteter Glaube, daß sich da, wo ein Schatz in der Erde verborgen liegt, bisweilen eine blaue Flamme oder ein Haüfchen glühender Kohlen zeige, welche (vorgebliche) Erscheinung man das Schatzbrennen nennt.

Dieser Glaube ist aber ein bloßer Aberglaube, da es gar nicht möglich ist, daß Gold- oder Silberstükke, oder Edelsteine, die in der Erde verborgen liegen, eine blaue Flamme hervorbringen, oder gar glühende Kohlen erzeügen, und dieselben, etwa wie der Maulwurf seinen Erdhaufen, auf die Oberfläche der Erde schaffen. Indessen ist dieser Aberglaube schon sehr alt, und er hat seinen Ursprung folgendem Umstande zu danken:

Unsere Vorfahren, die alten Deütschen, pflegten ihre Todten nicht wie wir zu begraben, sondern zu verbrennen. Bey dieser Gelegenheit legte man auch Geld neben sie, damit sie, wie man nämlich damahls dachte — auf der großen Reise in die andere Welt keinen Mangel leiden möchten. Weil nun dieses Geld in den folgenden Zeiten bey den eingescharrten Kohlen des Leichenbrandes mehrmahlen gefunden worden, so hat sich der Wahn verbreitet, daß, wo Kohlen in der Erde anzutreffen wären, auch Schätze vorhanden seyn müßten. Endlich ging der Glaube des Pöbels so weit, daß die Kohlen selbst für Gold und Silber gehalten wurden, die durch

Bezauberung in einen solchen Zustand versetzt wären. Aus diesem Glauben, oder eigentlich zu reden: Aberglauben, ist endlich der Wahn vom Schatzbrennen entstanden, welcher Wahn um so leichter sich erhalten und fortpflanzen konnte, da man wirklich bisweilen des Nachts etwas Leüchtendes oder eine Flamme, die nicht von Menschen herrührt, auf freyem Felde wahrnimmt. Das Leüchtende ist aber nichts anders, als faules Eichenholz, welches im Dunkeln einen Schein von sich gibt, und die Flamme ist entzündete Sumpfluft, die man auch Irrwisch nennt. Ja Manche haben sogar auch die noch glimmenden Kohlen, die ein Reisender von einer Fakkel abgestreift hat, für einen brennenden Schatz gehalten. Da nun die Meinung vom Schatzbrennen durchaus ungegründet ist, so ist auch leicht zu begreifen, daß die Vorschrift: wenn man einen Schatz brennen sieht, so muß man, um ihn an dem Orte, wo er brennt, festzuhalten, etwas, was man bey sich trägt, z. B. eine Schnalle, einen Handschuh u. d. g. ins Feüer werfen, eine lächerliche Vorschrift ist.

Daß man aber sagt, man könne durch das angegebene Mittel den Schatz festhalten, das kommt davon her, weil man glaubt, ein Schatz könne sich unter der Erde, wie ein Vogel in der Luft, aufwärts, abwärts und seitwärts bewegen. Wer sieht aber nicht sogleich ein, daß nur höchst einfältige Menschen so etwas glauben können? Denn wie wäre es möglich, daß ein lebloser Körper, der in der Erde vergraben ist, sich will-

führlich nach jeder Richtung bewegte? Nur lebendige Wesen können ihren Ort verändern und sich nach Willkühr dahin bewegen, wo sie kein Hinderniß finden, aber kein lebloses Ding. Am allerwenigsten könnte ein solches die Erde, die ja ein fester Körper und nicht wie die Luft zu durchschneiden ist, nach allen Richtungen durchdringen.

Nro. XIX.

Von den Schatzgräbern.

Daß Schätze in der Erde vergraben liegen, daran ist nicht zu zweifeln; denn man hat deren schon viele gefunden, und man kann sichs vollkommen erklären, wie und durch welche Veranlassungen sie dahin gekommen sind. Aber wahr ist es nicht, daß diese Schätze unter der Aufsicht und in der Gewalt gewisser Geister oder gar des Teüfels stehen, und daß diese die Schätze verrükken können, und wahr ist es nicht, daß gewisse Menschen die Kunst besitzen, Schätze zu entdekken, und die Geister, denen sie zur Verwahrung übergeben seyn sollen, zu nöthigen, sie herauszugeben. Jeder also, der sich für einen Schatzgräber ausgibt ist ein Lügner und Betrüger und ein höchst gefährlicher Mensch, vor dem man sich nicht genug in Acht nehmen kann.

Folgende Geschichten werden eüch von der Wahrheit dieser Behauptung auf das vollkommenste überzeügen:

Im Jahre 1785 kam der Sattler Striedike aus Mannsfeld zu einem Windmüller in der Gegend, und sagte zu ihm, daß in seinem (Striedikens) Keller ein großer Schatz verborgen läge, zu dessen Hebung er 200 Thaler brauche; und wenn er (der Windmüller) ihm diese Summe vorschießen wolle, so sollte er 2000 Thaler dafür zurükk bezahlt erhalten, und zu seiner Sicherheit sollte der in einem Kasten befindliche Schatz, sobald er gehoben seyn würde, zu ihm ins Haus gebracht werden. Der Windmüller wollte anfänglich nicht in den Vorschlag willigen, weil er der Aussage des Sattlers nicht recht trauete. Als dieser dieß merkte, sagte er: Meister Müller, komme Er heüte Abends mit mir in meinen Keller, so soll er den Schatz selbst sehen; nur muß er in dem Kreise stehen bleiben, welchen ich um Ihn ziehen werde, sonst könnte Ihm der Geist den Hals brechen. Nach einigem Bedenken nahm der Müller diesen Vorschlag an. Als es Nacht war, verfügte er sich zu dem Sattler. Hier mußte er aber bis zur Mitternachtstunde warten, weil der Schatz, hieß es, nicht eher sichtbar sey. Sobald die Mitternacht angebrochen war, begab sich Striedike mit seinem Gaste in den Keller, nahm daselbst allerley Gaukeleyen bey dem schwachen Scheine einer Lampe vor, zog unter andern mit einem seynsollenden Zauberstabe einen Kreis um den Müller, und rief dann laut aus: unglükklicher Geist, was ist dein Begehr? Auf diese Worte erhob sich in der hintersten Ekke des Kellers eine Gestalt, und es schie-

schienen von ihr die Worte zu kommen: daß du mit 200 Thalern diesen Schatz, der dir bestimmt ist, hebest, und mich dadurch erlösest. Striedike trat nun einige Schritte vorwärts, leüchtete mit seiner Lampe auf den Boden des Kellers, und der Windmüller erblikkte in einer Öffnung viele glänzende Gold- und Silberstükke. Auf Ein Mahl that es aber einen Knall, des Sattlers Lampe war verlöscht, und schnell eilten beyde Männer, der Müller aber am ganzen Leibe zitternd, aus dem Keller. Aus des Müllers Seele waren nun alle Zweifel verschwunden, und er versprach dem Sattler, ihm die 200 Thaler zu geben. Gleich am nächsten Vormittag nahm dieser das Geld in Empfang, und in der Nacht darauf wurde der Schatz in Beyseyn des Müllers unter mancherley Ceremonien wirklich gehoben. Es erschien dabey ein Geist, und eine fürchterlich brüllende Stimme ließ sich hören, die nach des Sattlers Behauptung vom Teüfel herkommen sollte, der den Schatz nicht wolle fahren lassen. Ein großer schwerer Kasten stand nun zu des Müllers Füßen. Mit Mühe brachte man ihn aus dem Keller. Als er oben war, wurde er auf ein kleines Wägelein gebracht, und der Müller und Sattler spannten sich vor, und zogen es in des Müllers Wohnung. Hier wurde der Kasten mit beyder Männer Petschaften versiegelt, und ausgemacht, daß er 3 Mahl 9 Tage sollte unangerührt stehen bleiben; denn so sollte der Geist dem Sattler es befohlen haben. Indessen hatte eine arme Frau, die in des Sattlers Hause und ge-

rade über dessen Keller wohnte, den ganzen Hergang der Sache belauscht, und der Obrigkeit Anzeige gemacht.

Sogleich ließ diese die Schatzheber zur gefänglichen Haft bringen, und bey der Untersuchung ergab sich denn Folgendes:

Der Sattler Striedike war ein Betrüger, der vorher schon einen Pfarrer auf gleiche Weise um 180 Thaler geprellt hatte. Er hatte erfahren, daß der Windmüller 200 Thaler eingenommen hatte, und sogleich hatte er den Plan gemacht, auch dieses Geld an sich zu bringen. Ein abgedankter Postillon war ihm zur Ausführung dieses Planes behülflich, denn er machte beyde Mahle den Geist. Die Münzen, die der Müller bey seiner ersten Anwesenheit im Keller sah, waren Bleymünzen, die mit Gold- und Silberschaum überzogen waren; der Knall, den er hörte, wurde von dem als Geist auftretenden Postillon hervorgebracht, indem er auf eine mit Luft angefüllte Schweinsblase trat, und diese zersprengte; und die Lampe wurde vom Sattler selbst ausgelöscht. Auch das Brüllen beym Heben des vorgeblichen Schatzes bewirkte der Postillon. Nachdem dieses alles ausgemittelt und eingestanden war, wurde auch noch der Kasten herbeygeholt und aufgemacht. Ganz oben befanden sich die gedachten bleyernen und mit Gold- und Silberschaum überzogenen Münzen, 80 an der Zahl; dann folgten große Steine, zwischen welchen sich, um das Rollen zu verhindern, viel Kiessand befand.

Die beyden Betrüger kamen auf eine Zeit lang ins Zuchthaus, der Betrogene aber kam mit einem Verweise davon; erhielt jedoch sein Geld zurükk.

Auf eine ähnliche Weise sind schon viele hundert Menschen von vorgeblichen Schatzgräbern und Schatzgräberinnen um bedeütende Summen betrogen worden. Ein einziger solcher Kerl, Namens Handbekk, hat vor Gericht in Ansbach eingestanden, daß er, unter dem Vorwande den Leüten Schätze zu heben, in Gesellschaft mit 2 andern Gaunern betrogen habe:

1) im Jahr 1787 den Eichstättischen Wirth Körber zu Donbühl um 300 Gulden in Gold;

2) im nämlichen Jahr einen Bauersmann auf einem Weiler bey Niederstätten um 13 Carolins;

3) im Jahr 1782 den Schuldheiß Deffes zu Brunn bey Straßburg um 33½ Carolin;

4) einen Zollner bey Memmingen um 250 Gulden;

5) einen Wirth auf einem Dorfe bey Tübingen um 200 Gulden;

6) im Jahr 1785 einen Bauersmann in einem Weiler bey Forchheim um 300 Gulden in Gold;

7) im Jahr 1786 einen Bauer im Schwarzwalde um 40 Carolins;

8) einen Bauern ohnweit Freyberg ebenfalls um 40 Carolins.

Nunmehr werdet ihr einsehen, meine lieben Leser, daß man es gewiß sehr gut mit eüch

meint, wenn man eüch den Rath gibt, daß ihr eüch in eürem ganzen Leben doch ja nie mit einem Menschen einlassen möget, der da vorgibt, mit eüch oder für eüch einen Schatz heben zu können.

Schätze kann man nur durch Zufall, nie aber durch allerhand Gaukeleyen oder gar durch Hilfe gewisser Geister entdekken.

Übrigens aber bemerken wir noch, daß für jeden Landmann Schätze in seinen Feldern und Wiesen verborgen liegen, die er aber nur durch Klugheit und Fleiß gewinnen, und durch Sparsamkeit erhalten kann.

Nro. XX.

Von der Wünschelruthe.

Die Wünschelruthe ist ein von einer Haselnußstaude in der St. Johannisnacht zwischen 11 und 12 Uhr abgeschnittener Zweig, der die Gestalt einer Gabel hat, und gegen den Aufgang der Sonne gewachsen seyn muß. Derjenige, welcher sie über dem Puncte, wo die Nebenzweige herausgewachsen sind, abschneidet, muß in dem Zeichen der Wage geboren seyn, und dabey folgende Worte auch gegen den Aufgang der Sonne sprechen: „Gott grüße dich, du edles Reis, mit Gott dem Vater such ich dich, mit Gott dem Sohne find ich dich, mit Gott des heiligen Gei-

stes Macht und Kraft brech ich dich. Ich beschwöre dich Ruthe und Sommerlatte bey der Kraft des allerhöchsten, daß du mir wollest zeigen, was ich dir gebiete, und solches so gewiß und wahr, so rein und klar, als Maria, die Mutter Gottes eine reine Jungfrau war, da sie unsern Herrn Jesum Christum gebar. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen!"

Übrigens behaupten einige, daß es nicht gerade unumgänglich nöthig sey, daß eine solche Ruthe von einer Haselnußstaude genommen werde, sondern daß man sie auch von Buchen, Birken, Tannen, Erlen, Eschen und noch andern Baümen abschneiden, ja daß man sie sogar von Draht, Papier oder Fischbein verfertigen könne.

Durch Hilfe eines solchen Werkzeügs nun sollen diejenigen, die damit umzugehen wissen, allerley verborgene Dinge, vorzüglich vergrabene Schätze, unbekannte Erzgänge und verborgene Wasserquellen, versunkene Marksteine, verirrtes Vieh, Mörder und Diebe entdekken können. Allein das ganze Wesen mit der Wünschelruthe ist nichts als Aberglaube, dessen sich denn listige Betrüger zur Erreichung unerlaubter Absichten bedienen. Denn es ist nach vieler, von vernünftigen Menschen angestellten, Versuchen als unwahr befunden worden, daß, wie man behauptet, die aufsteigenden Dünste verborgener Wasserquellen und Metalle auf die Ruthe wirken, und sie zum Sinken bringen. Und wie soll so eine Ruthe wissen, wer und wo der Mörder eines Menschen

oder, der Urheber eines Diebstahles sey? Meint man etwa, Gott selbst unmittelbar wirke auf die Ruthe und offenbare dadurch, was man zu wissen wünsche, so ist dieß ein gewaltig grober Irrthum. Denn wo hätte denn Gott gesagt, daß er verborgene Dinge vermittelst einer solchen Ruthe den Menschen entdekken wolle? Und wie kann ein vernünftiger Mensch auch nur im Geringsten glauben, daß Gott durch ein Werkzeüg, bey dessen Zubereitung sein heiliger Name, gegen sein ausdrükkliches Verbot, gemißbraucht worden ist, mit den Menschen gleichsam reden werde?

Wie nachtheilig indessen der Glaube an die Wirksamkeit der Wünschelruthe manchen Menschen werden könne, beweist folgende Geschichte:

Ein listiger Bergmann, der eine Wünschelruthe hatte, wurde mit einem wohlhabenden jungen Bauernburschen bekannt, und versicherte ihn, daß er durch seine Ruthe schon verschiedene Schätze entdekkt hätte. Der Bauernbursche, begierig, noch reicher zu werden, fragte, ob er nicht noch einen entdekken könne. „Hab ihn schon entdekkt," erwiederte der Bergmann, „aber heben kann ich ihn nicht." Und warum nicht? fragte der junge Bauer. „Weil ich zu arm bin," war die Antwort. „Erkenneten die unterirdischen Geister, daß ich nur 50 Thaler in der Tasche hätte, so würden sie mir den Schatz ohne Schwierigkeit überlassen. So aber, da meine Taschen leer sind, rükken sie denselben immer fort, so oft ich ihn heben will." Wo liegt denn der Schatz? fragte der Bursche, dem der Mund schon gewal-

tig nach den blanken Gold- und Silberstükken wässerte. „Komm mit, sagte der Bergmann, ich will dir den Ort zeigen. Beyde gingen. Als sie an dem Orte waren, zog der Bergmann seine Wünschelruthe hervor, nahm sie in beyde Hände und siehe da! sie schlug an, oder senkte sich. Natürlich bewirkte aber der Bergmann dieß bloß mit seinen Fingern, ohne daß sein Begleiter dieß merken konnte. Wie viel, sprach dieser, bekomme ich vom Schatze, wenn ich die 50 Thaler hergebe? Du bekommst, hieß es, deine 50 Thaler wieder, und dann theilen wir den Schatz in gleiche Theile. Topp! es gilt! war die Antwort. In der nächstfolgenden Nacht ging denn das Paar mit Hauen und Schaufeln, um den Schatz herauszugraben. Als sie etwas hineingearbeitet hatten, ließ der Bergmann seine Ruthe wieder anschlagen. Der Schatz, sagte er dann, steht noch einen Schuh tief. Wenn er aber erscheint, so darf kein Uneingeweihter zugegen seyn, sonst sinkt er zurükk, und ist auf immer verschwunden. Drum, lieber Bruder, gehe dort hinter den Baum und lehne dich fest daran und sieh beständig dort nach jenem Sterne. Der gutmüthige und arglose Bursche that dieß. Als ihm aber die Sache zu lang wurde, wagte er es doch, nach der Stelle hinzuschielen, wo er den Bergmann gelassen hatte. Aber wie groß war sein Erstaunen, als er diesen nicht mehr erblikkte! Er rief, keine Antwort! Er ging endlich an das bereits gegrabene Loch, da lagen wohl Hauen und Schaufeln, aber kein Bergmann war da.

Ja er merkte endlich, daß dieser gar nicht weiter gegraben, und es wurde ihm nun klar, daß er es mit einem Betrüger zu thun gehabt und sich dieser mit den 50 Thalern davon geschlichen hatte. Darüber ärgerte und grämte sich der junge Bursche so sehr, daß er in eine hitzige Krankheit verfiel, an welcher er in wenig Tagen, unter einer beständig anhaltenden Raserey, da er von nichts als der Wünschelruthe sprach, zur großen Betrübniß seiner Ältern, deren einziger Sohn er war, starb.

Nro. XXI.

Von verschiedenen aberglaübischen Handlungen, welche in der Christnacht noch sehr haüfig vorgenommen werden.

Heranwachsende junge Leüte machen in einem Löffel oder andern Gefäße Bley flüssig und gießen es dann schnell durch einen Erbschlüssel in ein bereit stehendes Gefäß, mit kaltem Wasser angefüllt. Aus den Figuren, die das schnell erkaltete Bley bildet, wollen denn junge Dirnen die Beschäftigungen oder den Stand ihres künftigen Mannes, Knaben aber ihren eignen künftigen Stand, alle aber noch mancherley andere künftige Begegnisse, z. B. ob sie reich werden, ob sie in dem Jahre etwa sterben, zu Gevatter stehen u. d. gl. erkennen.

Heyrathslustige Mädchen horchen in den Ofen, oder in den sogenannten Ofen- oder Höll-topf, in der Absicht, darin ein Geraüsch oder einen Laut zu hören, der ihnen die Beschäftigung ihres künftigen Mannes zu erkennen geben soll. Wenn sie z. B. ein Geraüsch höreten, das lau-tete, als wenn man sägete, so würden sie dar-aus schließen, daß ihr künftiger Gatte ein Schrei-ner oder Zimmermann seyn würde.

Manche setzen so viel in einem Fingerhute geformte Haüfchen Salz auf den Tisch als Perso-nen im Hause sind, und lassen jedes eine dieser Personen bedeüten. Das erste z. B. bedeütet den Großvater, das 2te den Vater, das dritte die Mutter u. s. w. Diejenige Person nun, deren Haüfchen am Morgen zusammen gefallen gefunden wird, soll im Laufe des Jahres sterben müssen, diejenigen aber, deren Haüfchen unver-sehrt stehen geblieben sind, sollen am Leben bleiben.

Manche werfen einen ihre Schuhe rükk-wärts über sich zur Thür hinaus. Fällt nun der Schuh so, daß die Spitze einwärts steht, so bleibt der Mensch am Leben, steht sie auswärts, so muß er im Laufe des Jahres sterben — glaubt man nämlich.

Diese und noch viele andere Handlungen, welche man, um die Zukunft zu erforschen, in der Christnacht vornimmt, rühren bloß vom Aber-glauben her. Man ist nämlich der Meinung, daß Gott die Nacht, in welcher unser Heiland geboren worden, besonders geheiligt und ihr

gleichsam Wunderkräfte mitgetheilt habe, oder daß er in dieser Nacht den Lauf der Natur ändere oder aufhebe und Wunder thue. Wie ungegründet und thöricht aber diese Meinung ist, erhellet deütlich aus folgenden Gründen.

1) vor Gott ist ein Tag und eine Nacht wie die andere, und er beharret bey dem, was er nach seiner unendlichen Weisheit einmahl beschlossen hat, unveränderlich, weil die Unveränderlichkeit eine seiner wesentlichen Eigenschaften ist. Wenn er es nun nicht für gut findet, den Menschen in der Nacht von dem 22sten auf den 23sten December, oder in irgend einer andern von seinen künftigen Schikksalen durch die in der Christnacht angewandten Mittel etwas zu entdekken; warum sollte er es denn nun gerade in der erst genannten Nacht thun? Müßte man, wenn er dieß thäte, nicht glauben, die schwachen Menschen könnten ihn, den allmächtigen Herrn des Himmels und der Erde, nöthigen, von seinen weisen Beschlüssen abzugehen und in dieser Nacht ihre Neügierde zu befriedigen?

2) Wir wissen nicht einmahl, in welcher Nacht der Herr Jesus geboren worden ist. Alles nämlich, was wir von diesem außerordentlichen Manne wissen, wissen wir bloß aus der heiligen Schrift. Diese aber sagt uns mit keiner Sylbe, an welchem Monatstage er das Licht dieser Erde erblikket hat. Gesetzt also, die wahre Geburtsnacht Jesu hätte wirklich eine gewisse Wunderkraft, die sich durch die Enthüllung der Zukunft äüßerte; so bliebe es doch noch immer ungewiß,

ob die, in unserer Christnacht erhaltenen Anzeigen von der Zukunft, nur von dieser Wunkraft herrühreten oder nicht. Ist aber dieses ungewiß, so ist es ja auch höchst lächerlich und thöricht, auf diese Anzeigen zu bauen. Eben so gut könnten ja alle oben angegebenen und in der Geburtsnacht Jesu allein wirksam seynsollenden Handlungen zur Erforschung der Zukunft in jeder andern Nacht vorgenommen werden, und die dadurch erhaltenen Anzeigen wären nicht unsicherer, als die in unserer Christnacht erhaltenen.

3) Die Erfahrung zeigt auf der Stelle sogleich jedem, daß es mit dem Horchen in den Hölltopf (die Ofenblase) nichts ist, und schon hundert und tausend Mahl hat sie gezeigt, daß das nicht eingetroffen ist, was das gegossene Bley, die gesetzten Salzhaüfchen, der geworfene Schuh ꝛc. sollen prophezeihet haben.

Weg also mit den aberglaübischen Possen, die noch von so vielen zu einer Zeit vorgenommen werden, wo man sich lieber mit stiller Betrachtung der Liebe Gottes, die er uns durch die Sendung seines Sohnes geoffenbaret, beschäftigen, und sein Herz zur Dankbarkeit, zur demüthigen Unterwerfung unter die Fügungen des Allgütigen und Allweisen und zum festen Vertrauen auf denselben ermuntern sollte!

Welche nachtheilige Folgen übrigens die gedachten Possen für manche Personen haben können, sieht man aus folgenden Geschichten:

Ein junges Mädchen, von aberglaübischen Ältern erzogen und von Jugend auf gewöhnt,

auf seynsollende Vorbedeütungen zu achten, goß einst in der Christnacht auch einen Löffel voll geschmolzenes Bley in ein Gefäß mit Wasser. Die Gestalt, die das Bley annahm, soll viel Ähnlichkeit mit einem Todtenkopfe gehabt und dabey sollen sich viele Stükkchen in der Form kleiner Nägel befunden haben. Das sind Sargnägel, dachte das Mädchen, und dazu der Todtenkopf! — nein! das kann nichts anders als meinen Tod bedeüten! Dieser Gedanke setzte sich in dem Gemüthe dieses von Natur ängstlichen Mädchens so fest, daß es von Stund an in eine tiefe Schwermuth verfiel, und auch wirklich in Jahresfrist starb. — Wäre dieses Mädchen von niedrigem Stande gewesen, und hätte man ihm die Auslegung gemacht: Dein gegossenes Bley gibt dir zu erkennen, daß dein künftiger Mann ein Todtengräber seyn werde; so wäre es wahrscheinlich nicht gestorben. Übrigens bemerken wir hier noch, daß man bey einer lebhaften Einbildungskraft aus so einem gegossenen Klumpen Bley alles machen kann, und der eine oft das für einen Todtenkopf hält, was der andere vielleicht für einen Blumenscherben oder Kohlkopf nehmen würde. Ferner, daß sich bey jedem solchen Guße kleinere Stükkchen von der Hauptmasse absondern, und die Form kleiner Nägel annehmen.

Ein ähnliches Beyspiel ist bekannt von einer jungen Frau, die den Schuh geworfen und aus der auswärtsstehenden Spitze sich selbst ihren Tod prophezeihet hat.

Eine Magd hatte sich vorgenommen in der Christnacht um 12 Uhr in den Hölltopf (Ofenblase) zu horchen. Der Knecht im Hause, der davon Kunde erhalten hatte, verschaffte sich ein Hirtenhorn, versteckte sich damit in der Küche, und als er wahrgenommen hatte, daß die Magd innen nun horche, da bließ er von außen mit seinem Horne in den Ofen. Die Magd, die nun glaubte, sie würde einen Hirten (an manchen Orten hielt man sonst diese Leüte für unehrlich) zum Manne bekommen, erschrak nicht nur sehr gewaltig, sondern sie zog sich diese Anzeige auch so zu Gemüthe, daß sie endlich wahnsinnig wurde. Dieses Unglükk folgte zwar nicht aus der Natur der Handlung der Magd, sondern war Folge eines unzeitigen Scherzes. Allein auch dieser Scherz würde diese traurige Folge nicht gehabt haben, wenn die Magd nicht aberglaübisch gewesen wäre, und der seynsollenden Vorbedeütung keinen Glauben beygemessen, sondern vielmehr die Sache ruhig untersucht hätte.

Nro. XXII.

Von verschiedenen aberglaübischen, unter gewissen Umständen höchst schädlichen Mitteln zur Vertreibung gewisser Krankheiten und moralischer Gebrechen.

Man sagt:

Wer Warzen hat, und dieselben mit einer Todtenhand bestreichet, dem vergehen sie.

Wer im Gesichte oder am Halse Sommerflekken hat, und sich mit dem Lappen wäscht, mit welchem ein Todter abgewaschen worden, der wird davon befreyet.

Wer das Rothlauf (die Rose) hat, der soll den Segen darüber sprechen lassen, während dem dieß geschieht aber einen solchen Lappen, von dem erst die Rede war, vors Gesicht hängen. Thue er dieß, so vergehe sein Übel.

Wer einen Kropf hat, und denselben vertreiben will, der soll einem Todten ein schwarzes Bändchen um die Hand binden, dasselbe, wenn dieser fortgetragen wird, ablösen, und es sich um den Hals befestigen.

Wenn man einem Saüfer sein Laster abgewöhnen will, so gebe man ihm Brandwein zu trinken, den man vorher durch einen Lappen geseihet hat, mit dem ein Todter abgewaschen worden ist.

Wenn man einem kranken Kinde 3 Messerspitzen voll Abschabig (abgeschabte Theile) von einem Abendmahls-Kelch eingibt; so wird es davon gesund.

Wenn ein Kranker das heilige Abendmahl genießt, so wird es, wenn er übrigens noch nicht zum Tode reif ist, bald besser mit ihm.

Diese Mittel alle können ihrer Natur nach die erwarteten Wirkungen nicht hervorbringen, sie werden daher mit Recht aberglaübische Mittel genannt. Aber nicht genug, daß sie nichts helfen, können dieselben sogar höchst schädlich werden. Wenn die Todten, deren Waschlappen oder Hände

man sich bedient, an einer bösartigen anstekkenden Krankheit gestorben sind, so kann derjenige, der die angegebenen Mittel gebraucht, leicht auch diese Krankheit davon tragen.

Wenn man einem Saüfer das erwähnte Mittel gegen die Trunkenheit beybrächte und er erführe dieß, so könnte ihn leicht der Ekel umbringen.

Wenn der Altarkelch, von dem man einem Kinde etwas Abschabig gäbe, von Messing oder Zinn wäre, so könnte das Kind dadurch getödtet werden, oder doch Brechen, Krämpfe und Verzukkungen bekommen. Denn am Messing setzt sich oft Grünspan an, und unter dem Zinn ist gemeiniglich Bley. Grünspan aber und Bley sind wahre Gifte, an deren Genusse schon viele Menschen gestorben sind.

Für einen Kranken bringt zwar das im heil. Abendmahl empfangene Brod und der genossene Wein keine nachtheiligen Folgen hervor, die etwa aus der Natur dieser Dinge entsprängen; allein der Umstand kann ihm schädlich werden, daß, weil er von dem gedachten heil. Mahle Genesung erwartet, er den Gebrauch wirksamer Arzneymittel versaümet.

Nro. XXIII.

Von der Meinung, daß gewisse Wasser jährlich einen Todten verlangen, und daß man einen solchen nicht vor dem 3ten Tage herausziehen dürfe.

Nicht wenig Menschen sind immer noch der Meinung, als verlangten manche Flüße, Seen und Teiche jährlich einen Menschen, den man, wenn sie sich seiner einmahl bemächtigt, ihnen vor dem dritten Tage nicht wieder entreißen dürfe, ohne Gefahr zu laufen, selbst von ihnen verschlungen zu werden. Man denkt, so ein Wasser reiße den Menschen mit Gewalt an sich, und lasse ihn auf keine Weise wieder los, wie er sich auch winden und straüben möge. Es werde unruhig und mache ein Geraüsch, wenn es lange keinen Todten gehabt habe. Allein dieß ist wieder eine höchst unvernünftige und schädliche Meinung. Ist denn ein Fluß ein belebtes und denkendes Wesen, das etwas von dem Menschen weiß, das sich etwas vornehmen, und seinen Vorsatz ausführen kann? Keineswegs! Wasser ist wie die andern 3 Elemente, Luft, Feüer und Erde, eine leblose Materie und steht, so wie alle Dinge der Erde, unter der Oberherrschaft der Menschen, die sich seiner nach Gutdünken, zur Erreichung ihrer Zwekke bedienen können.

Schädlich aber ist die Meinung, von der wir hier sprechen, weil diejenigen, welche ihr zugethan sind, den Vorschriften der christlichen

Reli-

Religion zuwider, denen ihre Hilfe versagen, die das Unglükk gehabt haben, ins Wasser zu fallen, und durch schnelle Hilfe noch gerettet werden könnten. So weigerten sich ehemahls (zum Theil vielleicht auch noch) die Halloren *) in Halle einen, der vor dem Johannistage in die Saale gefallen war, herauszuziehen, weil sie in ihrem Aberglauben behaupteten, dieser Fluß müsse vor gedachtem Tage einen Menschen haben. Auch viele Fischer und Schiffer an andern großen Flüssen machen es in diesem Stükke den Halloren nach.

Dieser Aberglaube ist vermuthlich daher entstanden, weil man bemerkt hat, daß in einigen Flüssen und Teichen mehr Leüte ertrinken, als in andern; oder daß dieß in einer gewissen Jahreszeit geschieht. Allein dieß läßt sich sehr natürlich erklären. Ein Fluß hat bisweilen betrügliche Stellen und ungewöhnliche Tiefen, die in andern Flüssen nicht sind, und wird daher dem Abergläubischen verdächtig. Oder er ist besonders fischreich, so daß viele sich auf demselben beschäftigen; hat steile Ufer u. s. w. Natürlich können dann mehr Menschen in demselben um-

*) Sind die Nachkommen eines alten Volksstammes und die Arbeiter in den Salzkoten zu Halle. Sie zeichnen sich durch ihre Kleidung und viele besondere Gewohnheiten vor den übrigen Bewohnern der gedachten Stadt aus. Fast alle sind in der Schwimmkunst sehr geübt.

kommen, als in einem andern, wo das der Fall nicht ist. Und überhaupt ist es eben so natürlich, daß von den vielen tausend Menschen, die jährlich an und auf Flüssen ihre Verrichtungen haben, und von den vielen Tausenden, die sich jährlich — oft auf eine sehr unvorsichtige Weise — darin baden, alle Jahre einige darin ums Leben kommen, als daß von den vielen Tausenden, die mit Pferden umgehen, jährlich einige von diesen erschlagen werden, oder daß von den vielen Maurern und Zimmerleüten, die sich jährlich mit Aufführung neüer Gebaüde beschäftigen, auch alljährlich einige verunglükken.

Übrigens lliegt darin, daß Ertrunkene, wenn sie einige Tage im Wasser gelegen sind, von selbst aus der Tiefe an die Oberfläche des Wassers kommen, durchaus nichts Unnatürliches, Wunderbares oder Geheimnißvolles, wie Unwissende und Abergläubische wähnen, die da sagen, das Wasser stoße nun den Todten aus.

Wenn nämlich ein menschlicher Körper einige Tage im Wasser gelegen ist, so geht er in Faülniß über, es entwikkelt sich viel Luft in ihm, und er schwillt daher stark auf. Dieser Umstand aber ist die Ursache, daß er im Wasser in die Höhe steigt. So schwimmt eine Schweinsblase, wenn sie mit Luft angefüllt ist, leicht auf dem Wasser; ist sie aber von der Luft befreyet und zusammengedrükkt, so sinkt sie unter.

Nro. XXIV.

Von dem Blut- Schwefel- und Froschregen.

Bisweilen bemerkt man auf den Blättern der Baüme, wohl auch auf Gebaüden und auf seinen eigenen Kleidern Tropfen, die fast wie Blutstropfen aussehen. Wenn der gemeine, mit der Natur unbekannte, Mann diese Tropfen wahrnimmt; so sagt er: es hat Blut geregnet, und in seiner Einfalt prophezeihet er hieraus Krieg und Blutvergießen, und wer weiß, was noch für Landplagen. Andere Unwissende und Einfältige, die dieß hören, ängstigen sich dann, und verbittern sich ganz unnöthiger Weise einen Theil ihrer Lebenstage, die sie mit frohem Herzen hätten hinbringen können. Denn diese sogenannten Blutstropfen haben eben so wenig zu bedeüten, als ein aus der Luft herabfallendes Klümpchen Unrath, das ein Vogel von sich gegeben hat. Es gibt nämlich gewisse Schmetterlinge (Sommervögel, Buttervögel, Zweyfalter), die, wenn sie ihre Puppenhülsen verlassen, einige Tropfen eines rothen Saftes von sich geben, die dann natürlich bald dahin, bald dorthin fallen, und den Augen der Menschen sichtbar werden. Wer wird aber dieses einen Blutregen nennen, da diese Tropfen ja gar nicht aus den Wolken kommen? Sagt doch auch niemand daß es Koth regne, wenn die Vögel ihren Auswurf fallen lassen.

„Aber Schwefel regnet es doch bisweilen? Denn diesen sieht man ja nach manchem Regen,

besonders nach einem Gewitterregen, dem ein heftiger Wind vorherging, deütlich auf dem Wasser schwimmen, oder am Rande der Pfützen liegen." So fraget ihr vielleicht, und ich muß eüch antworten: nein! auch Schwefel regnet es nicht. Denn das, was man für Schwefel, den es geregnet haben soll, hält, ist nichts, als der gelbe Staub, womit die Blüthenkätzchen der Fohren, Fichten und Tannen im Frühling ganz angefüllt sind, den der Wind in die Höhe gehoben, der Regen aber wieder mit sich aus der Luft herab geführt hat. Daß gedachter gelber Staub kein Schwefel ist, davon kann man sich am besten überzeügen, wenn man ihn sammelt, trokknet und anzündet. Denn da bemerkt man, daß er schwer, und gar nicht, wie der ordentliche Schwefel, mit einer blauen Flamme, brennt, auch keinen Schwefelgeruch verbreitet. Da ihr nun dieses wißt, so werdet ihr eüch gewiß nicht schrekken lassen, wenn ihr etwa einmahl hören solltet, daß Abergläubische sprechen: ach Gott! was werden wir wieder für Jammer erleben! Da seht! seht! wie der Herr wieder Schwefel vom Himmel hat regnen lassen! Das kann nichts Gutes bedeüten! Ja gewißlich kommen bald wieder schrekkliche Kriege und fürchterliche Erdbeben!

Mit dem sogenannten Froschregen hat es folgende Bewandtniß: Wenn zu der Zeit, da die jungen Frösche aus ihren Eyern gekommen sind, ein warmer Regen fällt, so kriechen dieselben in Menge aus dem Wasser, wo sie von der Sonnenwärme aus kleinen Eyern, die man Frosch-

laich nennt, ausgebrütet worden sind, und wo sie schon mehrere Wochen als Kaulquappen gelebt haben, auf das feste Land, und werden so den Augen der Menschen sichtbar. Die Unwissenden schließen dann also: weil man diese Frösche gleich nach dem Regen in so großer Menge da herum kriechen sieht; so müssen sie mit demselben auch vom Himmel gefallen seyn. Allein dieser Schluß ist grundfalsch. Denn wie sollten die jungen Frösche in die Luft kommen? Nur Dünste können von der Erde dahin empor steigen, aber weder ein Frosch, noch irgend ein anderer Körper, der von der Luft nicht getragen werden kann. Zu glauben, daß sie in der Luft entstehen, wäre gar thöricht. Denn Frösche können nur aus Eyern entstehen, und diese müssen, so lange, bis die Jungen daraus hervorkommen, nothwendig im Wasser liegen, wenn sie nicht verderben sollen. Auch kann der ausgekommene junge Frosch, so lange er noch eine Kaulquappe ist, nirgends anders als im Wasser leben.

Übrigens sieht man auch im Frühling nach einem warmen Regen auf Fußsteigen, die sich an Hekken hinziehen, die kleinen Schnekken mit buntgestreiften Haüschen in großer Menge herumkriechen, und doch sagt niemand, daß es einen Schnekken-Regen gebe. So findet der Aberglaube oft nur in der einen natürlichen Erscheinung etwas Wunderbares, und in der andern, der erstern ganz ähnlichen, nicht.

Nro. XXV.

Vom Kalender-Aberglauben.

Der Kalender soll eigentlich nichts enthalten, als das Verzeichniß der 365 Tage eines Jahres, abgetheilt in Wochen und Monate, die Angabe der Fest- Sonn- und Feyertage, der Zeit des täglichen Auf- und Unterganges der Sonne, des Mondenwechsels, der Sonnen- und Mondfinsternisse, und der Zeit des Anfanges der 4 Jahreszeiten. Der Bequemlichkeit vieler Menschen wegen kann man wohl auch noch ein Verzeichniß der Messen und Jahrmärkte hinzufügen, ob wohl ein solches Verzeichniß nicht eigenilich zum Kalender gehört. Alles übrige was man, außer den verschiedenen Erzählungen, in manchen Kalendern noch findet, als da sind: die Angaben der Witterung, die an diesem oder jenem bestimmten Tage Statt finden soll, die Angaben der Tage, an denen es gut oder nicht gut seyn soll, zu säen, zu pflanzen, Holz zu fällen, zu Aderlassen, zu purgiren u. d. gl., die Prophezeihungen vom Gerathen oder Mißrathen dieser oder jener Fruchtart, vom Krieg und Frieden, von Theüerung und Krankheiten, von den Schikksalen, die dem Knäblein oder Mägdlein, in diesem oder jenem Monate geboren, bevorstehen, dieses alles gehört nicht zum Kalender, sondern zum Kalender-Aberglauben.

Alles nämlich, was die Kalendermacher, so wie andere gelehrte Leüte auch, zum voraus be-

rechnen, also auch zum Voraus in den Kalender schreiben können, sind folgende Puncte:

1) Ob ein bestimmter Monatstag in einem bestimmten Jahre, z. B. der 3te May 1824 ein Sonntag, Montag, Dienstag u. s. w. seyn werde.

2) Auf welchem Tag in jedem bestimmten Jahre das Osterfest, und alle andere Feste, die sich nach diesem Feste richten, fällt.

3) Um wie viel Uhr an jedem Tage im Jahre die Sonne auf- oder untergeht, wann ein Mondeswechsel oder eine Sonnen- oder Mondsfinsterniß eintritt, und wenn jede Jahreszeit ihren Anfang nicht. — Diese Ereignisse alle tragen sich nämlich nach dem einmahl von Gott festgesetzten und von den Gelehrten richtig erforschten Laufe der Natur zu, und daher kann sie jeder, der mit den nöthigen Kenntnissen ausgerüstet ist, eben so sicher vorher angeben, als ein Mensch, der sich auf die Uhren versteht, sagen kann, wo nach 3, 4, 5 u. s. w. Stunden und nach so und nach so und so viel Minuten der Zeiger, einer bestimmten, richtig gehenden, Uhr stehen werde. Was aber an diesem oder jenem Tage für Wetter seyn werde, das weiß niemand auch nur 8 Tage, vielweniger ein ganzes Jahr mit Sicherheit vorher, weil es noch niemanden gelungen ist, ob man sich gleich schon darum bemühet hat, die Regeln zu erforschen, nach welchen sich der Gang der Witterung in diesem oder jenem Landesstriche — denn fast jeder Landesstrich hat seine eigne Witterung, und es kann oft in dem einen regnen, wenn in dem andern die Sonne scheint —

richtet. Es setzen daher die Kalendermacher nur so aufs Geradewohl und nach Gutdünken die Witterung zu vielen Tagen im Jahre, und ohne daß sie selbst glauben, was sie von dieser Sache hinschreiben. Wohl trifft bisweilen die Witterung mit den Angaben im Kalender überein; allein das ist ein bloßer Zufall. Denn da die Kalendermacher zu vielen Tagen in den Sommermonaten setzen: warm; Regen; Gewitter, und es in diesen Monaten ja gewöhnlich warm zu seyn pflegt, und nach einigen warmen Tagen wieder Gewitter oder Regentage kommen; so kann es ja gar leicht geschehen, daß es an einem Tage, wo im Kalender, z. B.: Regen, stehet, auch wirklich regnet. Übrigens darf man nur ein paar Monate durch die wirkliche Witterung mit den Witterungsangaben im Kalender sorgfältig vergleichen, so wird man leicht finden, daß dieser oft lügt. Es wäre daher höchst thöricht, wenn sich der Landmann bey seinen ländlichen Geschäften nach den Witterungsangaben des Kalenders richten wollte. Er thut besser, wenn er handelt, wie er es nach seiner Einsicht und nach seinen Erfahrungen für zweckmäßig hält, und wie es die Umstände mit sich bringen.

Was die Auszeichnung der Tage, an denen gut säen, pflanzen, aderlassen ꝛc. seyn soll, betrifft, so gehört dieser Punct zur Tagwählerey, und ihr könnt schon daraus schließen, daß es mit dieser Kalenderangabe nichts seyn könne, weil Gott alle Tagwählerey verboten hat, und zwar deßwegen verboten hat, weil sie den Menschen

oft schädlich werden kann, und ihr Herz vom Vertrauen auf ihn ablenkt. Die übrigen Prophezeihungen von der Fruchtbar- oder Unfruchtbarkeit des Jahres ꝛc. sind schon deßwegen als leeres Geschwätz zu verachten, weil die Erfahrung schon hundert Mahl gelehrt hat, daß sie nicht eingetroffen sind.

Vielleicht fraget ihr: aber warum setzt man so unsinniges Zeüg in den Kalender? Darauf muß ich eüch zur Antwort sagen: weil noch gar viele Menschen, besonders auf dem Lande, so tief im Aberglauben versunken sind, daß sie durchaus keinen andern Kalender kaufen wollen, als einen solchen, der die Vorausverkündigung der Witterung und die übrigen bemerkten grundlosen Prophezeihungen enthält. Doch wird es auch in diesem Stükke schon allmählich besser, da die Zahl der guten Schulen und der aufgeklärten Menschen immer größer wird.

Drukkfehlerverzeichniß.

Seite	Zeile	
2	11	v. u. lies Aberglaübischen statt Aberglaübigen.
6	9	v. o. l. grinsend st. grüsend.
9	14	v. u. l. mirs st. eines.
9	7	v. u. l. ließe st. liese.
9	4	v. u. l. Geh st. geh.
10	1	v. u. l. Urian st. Ürian.
17	11	v. o. l. erschrokkene st. erschokkene.
17	5	v. u. setze nach nun ein Comma.
33	5	v. u. setze st. des Ausrufungszeichens ein Comma.
36	13	v. o. setze nach noch ein Comma.
37	9	v. u. l. hielt st. hält.
48	14	v. u. l. seiner st. einer.
49	1	v. o. setze nach eine ein Comma.
52	10	v. u. setze nach Zeit ein Comma.
53	8	v. o. setze nach wollte ein Comma.
55	4	v. o. l. banges st. langes.
55	8	v. o. l. daß st. das.
56	2	v. o. l. ie st. ja.
60	11	v. o. setze vor bey ein Comma.
67	5	v. u. setze nach sehen ein Comma.
72	11	v. u. l. sagten st. sagte.
73	4	v. u. l. den st. dem.
73	3	v. u. l. Nixen st. Nixe.
75	2 u. 3	v. o. l. und st. oder.
75	13	v. o. setze nach Kraft ein Comma.
75	16	v. o. setze nach machen ein Comma.
76	15	v. o. setze vor Unterricht guten.
93	7	v. u. l. die st. dich.
97	6	v. o. l. heben st. haben.
98	12	v. o. l. Tage st. Täge.
104	1	v. u. setze vor werden zu.
111	4	v. u. l. 1 st. 4.
113	4	v. o. setze nach Insect ein Comma.
115	5	v. o. l. auch das st. das auch.
120	11	v. u. l. denselben st. demselben.
123	2	v. o. setze st. : ein ;
130	13	streiche das so nach leicht.
131	16	v. u. setze nach So ein ?
133	16	v. u. setze nach bisweilen etwas.
136	14	v. u. l. 1000 st. 100.
139	11	v. u. setze nach Gott ein Comma.
148	13	v. o. l. zahlte st. bezahlte.
184	11	v. u. l. andern st. ander.
185	12	v. u. l. ihrer st. ihre.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pöhlmann, Johann Paul,

Der Lichtfreund ein Lesebuch zur Bekämpfung des Aberglaubens

Erlangen 1822

Phys.m. 201 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10132898-6